

VERBRANNTER LEHM



Inhalt

Der seltsame Fremde und seine Manieren	3
Schon wieder entwischt	5
Alles zerstört	6
Der seltsame Fremde kommt und geht	8
Schläge und Gegenschläge	11
Paranormales auf der Bechburg	14
Zurück auf dem Pass	16
Der alte Verwandte	17
Rückfall und Therapie	20
Ein heftiges Gewitter und ein Schlusspunkt	22
Epilog	25

Der seltsame Fremde und seine Manieren

Seit Tagen herrschte auf der Grimselpasshöhe eine düstere Stimmung. Ein steifer Südwind trieb dunkle Wolken vor sich her, die sich im nahezu schwarzen Wasser des Totensees spiegelten. Ab und zu hüllten sie den Passübergang in dichten Nebel, und zwischen gleissendem Sonnenlicht und trüber Düsternis lagen oft nur wenige Augenblicke. Die Stimmung liess dann an Weltuntergang denken.

Weltuntergangsstimmung herrschte auch im Inneren des Restaurants „Alpenrösli“, gleich gegenüber dem grossen Parkplatz am Ufer des Totensees. Wale Inderbitzin, der Wirt, brütete dumpf über seinen Abrechnungen. Was er sah, freute ihn nicht im Geringssten. Seit Monaten waren seine Umsätze stets rückläufig gewesen, obwohl sein Lokal gut besucht, bei schönem Wetter sogar meist überfüllt war. Sorgen bereiteten ihm neue Trends und die Sparwut, die seine Kunden befallen zu haben schien. Radfahrer, insbesondere die „Gümmeler“, die bei fast jedem Wetter scharenweise über den Pass kamen, setzten sich zwar auf seine Terrasse und benützten seine Toiletten, konsumierten aber kaum etwas. Sie knabberten an ihren mitgebrachten Müesliriegeln und schlabberten ihre Gemüseshakes, meist selbstgemachten Slobber, der aussah wie der Mageninhalt eines Wiederkäuers. Der Zweck solcher Nahrung war die gösstmögliche Schonung des Verdauungstraktes, sodass die Damen und Herren „Gümmeler“ nur ja nie von ihren Hightech-Geräten absteigen mussten, denn wenn man sich schon von Stoppstrassen, Rotlichtern und geschlossenen Bahnschranken nicht aufhalten liess, dann wollte man sicher nicht zwecks Verrichtung seiner Notdurft um wertvolle Zeit gebracht werden.

Auch Motorradfahrer waren kein Haar besser. Früher war es noch üblich gewesen, dass man nach rasantem Aufstieg auf der Passhöhe eine Pause einlegte, sich auf die Terrasse setzte, einen Kaffee mit Nussgipfel konsumierte und in gelöster Stimmung Benzin plauderte. Werktags kamen viele Pensionierte, oft Paare, die dann ausgiebig zu Mittag assen, inklusive Dessert und nicht selten mit einem Zweierli vom Besseren. Das schenkte finanziell ein und bescherte Wale guten Umsatz. Seit einigen Jahren machte sich aber eine zunehmend gereizte Stimmung auch unter diesen sonst lockeren Verkehrsteilnehmern breit. Die Verkehrsüberwachung war fast total, denn der Kanton hatte die Strassen längst als ergiebige Milchkuhe entdeckt und kassierte Bussen wie und wo es nur ging. Hier auf den Pässen machte jeder mal einen kleinen Fahrfehler, geriet in einer engen Kurve unbedacht über eine Sicherheitslinie oder achtete gerade nicht auf seine Geschwindigkeit. Wenn man in der Schweiz eine echte Revolution starten wollte, sinnierte Wale, dann müssten sich nur mal eine Zeitlang alle Verkehrsteilnehmer an sämtliche Verkehrsregeln halten. Nicht nur würde der gesamte Agglomerationsverkehr zusammenbrechen, auch die Busseneinnahmen gingen zurück und brächten das eine oder andere öffentliche Budget ins Wanken.

Trübsinnig schaute Inderbitzin aus dem Fenster und hing seinen schweren Gedanken nach. Wie sollte das hier weitergehen? – Immerhin fuhr in diesem Augenblick ein Motorrad drüben auf den Parkplatz. Ein Hüne stieg von einer recht zierlichen Harley-Davidson-Maschine und stakste über den Platz auf das Restaurant zu. Für die herrschende Wetterlage war er recht lässig gekleidet, typisch western-style, so wie das die HOGers eben machten. Seine Kleidung sah recht alt und mitgenommen aus, er selber mochte auch nicht mehr der Jüngste sein. Er betrat das Lokal, und der Wirt erschrak beinahe. Aus der Nähe sah der Motorradfahrer wirklich alt aus, aber sein Körper und sein Gang wollten nicht recht zu diesem alten Gesicht passen. Er hatte helle Augen mit einem stechenden Blick, eine markante, scharf gebogene Nase, und aus seinem Gesicht wucherte ungezügelt ein rotblonder Bart mit einigen grauen Stellen drin. Sein Haar stand wirr ab, falls er überhaupt einen Kamm besass, benützte der diesen nicht oft. Inderbitzin grüsste mit einem knappen Kopfnicken, der andere schaute ihn nur hochmütig an, ging hinüber zum Buffet und angelte sich einen gefüllten Biber. Dann ging er hinter das Buffet und versuchte, sich eine Tasse Kaffee zu brauen, kam aber mit der Kaffeemaschine nicht zurecht. „He du, was soll das, kannst du nicht auf die Bedienung warten?“ fragte Inderbitzin. Der andere drehte sich langsam um und kam drohend auf ihn zu. „Lass er mich zufrieden und bringe er mir Tranksame!“ sagte er mit einer rauhen, heiseren Stimme. „Sag mal, hat's dir ins Hirn geschissen? Wie kommst du mir daher, he?“ wurde Inderbitzin nun laut. Er packte den anderen beim Kragen und wollte ihn zur Tür hinausschieben, der aber steckte in aller Gemütlichkeit den gefüllten Biber in den Mund und packte nun seinerseits Inderbitzins Kragen. Beide Männer waren keine Schwächlinge, und es entbrannte ein verbissenes, schweigsames Ringen, bei dem zunächst keiner Nachgab.

In diesem Augenblick wurde hinter dem Buffet die Küchentür geräuschvoll geöffnet, eine Serviertochter kam laut fluchend herein, und stiess mit dem Fuss einen Harrass Bier ins Lokal. Sie hatte offenbar geglaubt, das Lokal sei leer, und als sie nun die beiden Männer in ihrem Kampf gewahrte, stiess sie einen Schrei aus. Da sie nun nicht gerade ein kleines Mädchen war und auch schon einiges hinter sich hatte im Leben, war es eher ein Wutschrei, und sie stürzte sich, um ihrem Chef zu Hilfe zu eilen, auf den Motorradfahrer. Dieser war einen Moment in seiner Aufmerksamkeit abgelenkt, und das nützte Inderbitzin blitzschnell für einen geschickten Haken aus, der den anderen zu Boden warf. Im selben Augenblick schlug ihm die Serviertochter auch noch eine Flasche über den Schädel, was ihn vollends aus dem Gleichgewicht brachte. Inderbitzin nützte seine Benommenheit aus, packte ihn in den Schwitzkasten und schleppte ihn zu einem kleinen leeren Vorratsraum neben der Küche. Dieser war in den Felsen gehauen, hatte kein Fenster und nur die eine dicke Tür. Diese verrammelte Inderbitzin nun und steckte den Schlüssel in die Tasche. „So, der geht schon mal nirgends mehr hin, dieser Sauhund! Was glaubt der eigentlich wer er ist? Kommt hier rein, grüsst nicht, bedient sich einfach vom Buffet und will sich auch noch an der Kaffeemaschine zu schaffen machen. Wird wohl so ein verdammter Jugo sein mit seinem komischen Dialekt, aber dem geben wir nun Saures!“ Damit griff er zum Telefon und rief die Polizei an.

Nicht dass Inderbitzin ein grosser Freund der Bullen gewesen wäre. Nicht bei seinem Vorleben. Aber als Wirt hier oben hatte er sich mit der Polizei arrangiert und kannte nach all den Jahren jeden einzelnen Polizeibeamten im Tal mit Vornamen. Gerade an Wochenenden war auf den Pässen des Berner Oberlandes oft die Hölle los, es gab massenhaft Unfälle, und wenn die Beamten dann nach einem dieser unerfreulichen Einsätze, bei denen wieder mal eine oder sogar mehrere Leichen zusammengesucht werden

mussten, in sein Lokal kamen, vergass er gerne zu kassieren. Er hatte gelernt, ihre Arbeit von einer anderen Seite zu betrachten und schätzte diese anders ein als früher. Auch sah er Wochenende für Wochenende die Scharen sich überschätzender Motorradfahrer, die hier herauf fuhren wie der Teufel, bar jeglicher Vernunft. Und oft, viel zu oft, sah er auch jene, die es aus irgendeinem Grund nicht mehr bis ganz zur Passhöhe geschafft hatten, und er sah deren Verwandte, die nach der Besichtigung einer Unfallstelle und der Identifikation von Todesopfern in sein Lokal kamen. Dann vergass er allerdings nie, zu kassieren.

So rief er also den Polizeiposten in Innertkirchen an und schilderte den Vorfall. Er sagte auch, dass er den Kerl festgesetzt habe, und dann sagte er noch, es pressiere dann im Fall gar nicht, der sei wohl dort wo er ihn hingeworfen habe. Der diensthabende Polizeibeamte brummte etwas, machte aber nicht den Eindruck, dass sie dort unten nun alles stehen und liegen lassen würden, und so dauerte es dann etwa anderthalb Stunden, bis ein Streifenwagen in dichtem Nebel auf den praktisch leeren Parkplatz fuhr. Zwei Polizisten kamen herein und bestellten erst mal einen Kaffee. „So Wale, was hast Du nun angerichtet? Einen unschuldigen Touristen eingesperrt, sowas geht doch nicht!“ meinte augenzwinkernd der eine, und beide grinnten. „Ja dann hol ihn mal her, damit wir ihn bestaunen und befragen können. Wo hat er denn eigentlich parkiert?“ Inderbitzin schaute auf den Parkplatz hinaus, aber dort stand allein der Streifenwagen, sonst gar nichts. „Ja da hol mich doch der...“ entfuhr es ihm, er hastete nach hinten zu seiner Vorratskammer und schloss die Tür auf. Der Raum war leer. „Hast Du am Ende nur geträumt?“ fragte der eine Polizist verdutzt. „Nein, verdammt nochmal, der Kerl war da, hier habe ich ihn zu Boden geworfen, nachdem meine Serviertochter dort zur Tür hereingekommen war und ihn abgelenkt hatte!“ Die Serviertochter bestätigte dies lebhaft und schilderte wortreich ihre Version, dann ging sie völlig überflüssigerweise nochmals in die Vorratskammer, fand aber auch nichts. Inderbitzin schaute belämmert drein, ging nochmals zur Vorratskammer, dann zur Eingangstür des Restaurants, schaute auf den Parkplatz hinaus und kam wieder zurück. „Hols der Teufel, das geht doch nicht mit rechten Dingen zu. Der Einzige, der hier drin einen Schlüssel zu dieser Tür hat, bin ich. Ausser der Serviertochter und mir ist niemand im Haus, Fenster hat es keine, und durch den Felsen hindurch kann er ja wohl auch nicht gekrochen sein. Wie also ist er weg?“ Die Polizisten sahen sich fragend an, einer kratzte am Kopf und fragte schliesslich: „Hast Du denn sein Nummernschild notiert?“ – „Nein, natürlich nicht“ antwortete Inderbitzin. „Aber es war eine Harley, so eine verbastelte Amikiste, nicht mehr das Neueste auf dem Markt, und er selber war auch angezogen wie ein Cowboy. Fehlten nur noch Colt und Stetson“ – „Du kannst vielleicht froh darüber sein, dass er nicht bewaffnet war. Wie war das denn nun genau, wann und wie hat er dich tätlich angegriffen?“ Inderbitzin dachte nach. „Um genau zu sein, habe ich ihn wohl zuerst angefasst, als er seine dreckigen Pfoten an die Kaffeemaschine legen wollte.“ – „Da kannst Du froh sein, dass er weg ist, denn er hätte Dich anzeigen können und wir hätten kaum was dagegen unternehmen können. Du kannst hier nicht einfach Leute packen und einsperren, Wale, das geht nicht. Lass Dir das eine Lehre sein und ruf uns wieder, wenn Du uns brauchst. Wir waren ganz einfach auf Streife auf dem Pass, wenn jemand fragt, und da gab es keine besonderen Vorkommnisse. Tschau miteinander, schönen Nachmittag!“ Damit verabschiedeten sich die beiden Polizisten, und man konnte sehen, wie sie kopfschüttelnd zu ihrem Wagen gingen. „Das halt ich ja im Kopf nicht aus“ murmelte Inderbitzin, schenkte für sich und die Serviertochter einen Schnaps ein und ging seiner Arbeit nach.

Schon wieder entwischt

Ein paar Wochen später herrschte dank einer stabilen Hochdrucklage schönes Wetter auf dem Pass. An solchen Tagen ging es hier zu und her wie in einem Bienenstock. Rad- und Motorradfahrer, Wohnmobile, Oldtimer, Sportwagen und Familienkutschen rangelten um die rar gewordenen Parkplätze, und Cars aus allen Gegenden Europas spuckten Touristen aus aller Welt aus, die dann wie Heuschreckenschwärme über die Restaurants herfielen. An solchen Tagen holte Inderbitzin jeweils Verstärkung aus dem Tal, und es arbeiteten bis zu fünf Leute im „Alpenrösli“. Der Chef und einer seiner Angestellten machten praktisch den ganzen Tag nichts anderes, als Nachschub an Getränken, Backwaren, Snacks, Schokolade und Knabbereien herbeizuschaffen, währenddem die Küche auf Hochtouren Menus produzierte. An solchen Tagen war das „Alpenrösli“ eine wahre Goldgrube.

Die meisten Touristen hatten keine Zeit, lange herumzusitzen, obwohl die Aussicht dies eigentlich nahegelegt hätte. Man schlang kurz eine Zwischenverpflegung (von Inderbitzin „Zwipf“ genannt) hinunter und fuhr dann weiter. War man „Gümmeler“, so musste ein Müesliriegel und etwas Flüssiges reichen, und schon nahm man die rasante Abfahrt unter die Räder, entweder auf der Walliser Seite nach Gletsch hinunter, oder auf die Berner Seite Richtung Guttannen und Innertkirchen.

Irgendwann war Inderbitzin mit dem Auffüllen eines Korbes mit gesalzenen Nüssen beschäftigt und liess seinen Blick kurz über die Terrasse schweifen. Und wen sah er dort, ganz am anderen Ende, gerade die paar Stufen vom Parkplatz heraufsteigen? – Genau, den seltsamen Fremden, der ihm unlängst entwischt war. „Wart Bürschchen, diesmal bist Du dran!“ murmelte Wale und beeilte sich, dem anderen entgegenzugehen. Da aber auf der Terrasse ein ziemliches Gedränge herrschte und man als Wirt seine Gäste nicht einfach beiseiteschieben sollte, kam er nicht so rasch voran, und als er endlich bei der Treppe ankam, war der Fremde verschwunden. Er suchte im Innern des Restaurants nach ihm, fragte seine Serviertochter, deren Augen bei der blossen Erwähnung des Fremden böse zu glitzern anfangen, aber sie hatte ihn nicht bemerkt. „Scheisse, entwischt!“ knurrte Inderbitzin, lief noch auf den Parkplatz hinüber, aber dort standen zu viele Motorräder herum, als dass man auf die Schnelle ein einzelnes gefunden hätte, zumal dann nicht, wenn man eigentlich gar nicht wusste, wie es aussah.

Aber nur gerade drei Tage später kam der Fremde wieder. Inderbitzin war gerade am Fensterputzen im Restaurant, als er ihn auf den Parkplatz einbiegen sah. Es war unverkennbar der mysteriöse Hüne, mit einem rotblonden wirren Bart. Unter dem schwarzen Wehrmachtshelm, den er trug, wucherte ungekämmtes wildes Haar hervor, und seine Klamotten waren wie immer schwarz, alt und unsauber. Er stellte seine Maschine ab, kam über den Parkplatz geschlendert und schien es gar nicht eilig zu haben. Inderbitzin warf seinen Putzlappen weg, stieg von seiner Leiter und wollte gerade aus dem Lokal hinausstürzen, als ihn eine Kundin etwas fragte. Etwas unwirsch, aber gerade noch freundlich genug um die Dame nicht zu verärgern, gab er Auskunft. „Nein, wir haben leider keine Ansichtskarten von Luzern hier oben. Warum? – Nun ja, sie würden wohl kaum verlangt. – Ja, drei Franken das Stück. Nein, das ist nicht zu teuer, denn wir müssen ja alles hier herauftransportieren. Aber gerne, dann kaufen sie sie halt anderswo, schönen Tag und vielen Dank für Ihren Besuch, beehren Sie uns bald wieder...“ er beherrschte das Gastronomienlatein aus dem Effeff, auch wenn er innerlich kochte und einfach nur raus auf den verdammten Parkplatz wollte.

Der Fremde war zwar noch nicht ganz verschwunden, als Inderbitzin endlich dort auftauchte, aber er sass schon auf seiner Maschine, deren Motor lief. „He halt, wart mal...!!“ rief Inderbitzin, aber der Andere schien ihn nicht zu hören, er legte den Gang ein und fuhr geräuschvoll an. Immerhin dauerte das Ganze lange genug, als dass Inderbitzin sich die Nummer und den Typ des Motorrads merken konnte, es war eine Harley-Davidson Softail, ein ziemlich verbasteltes Stück mit allerlei Extras dran, einem hohen Lenker und einer sehr lauten Auspuffanlage. Sofort lief er zurück zum Restaurant, rief die Polizei an und gab die Details durch. Man notierte alles und versprach, ein Auge auf diesen Motorradfahrer zu halten, denn früher oder später werde dieser bestimmt irgendwo auffallen, und sei es auch nur des Lärms wegen. Noch während des Gesprächs wollte der diensthabende Polizist anhand des Nummernschilds die Identität des Halters überprüfen, als er stutzte. „Sag mal Wale“ fragte er, „bist Du Dir da ganz sicher mit dem Nummernschild?“ – „Ja klar bin ich, ich stand ja keine zehn Meter von der Maschine weg, das Schild war sauber und ich konnte die Nummer problemlos ablesen“. – „Hmm, eigenartig, diese Nummer existiert gar nicht...“ – „Ja aber wie ist so was möglich, es war ein echtes Nummernschild, BE 43 659, das habe ich genau gesehen. Ob der Motorradtyp tatsächlich eine Softail ist, darüber liesse ich mit mir diskutieren, das kann man bei den Harleys ja nie so genau sagen, die werden oft gründlich umgebaut. Aber nein, das Nummernschild stimmt genau so, da bin ich mir ganz sicher!“ Der Polizist meinte dann, in dem Fall müsse man ein noch genaueres Auge auf den Herrn werfen, er werde mal einen entsprechenden Hinweis anbringen. Nun, da es auf den Winter zugehe, sei die Chance immer kleiner, dass er damit noch herumfahre, aber im Frühjahr sähe man dann weiter.

Tatsächlich fiel bald darauf der erste Schnee, und das hiess, dass das „Alpenrösli“ und der Grimselpass geschlossen wurden. In dieser Höhe dauert es meist nicht lange, bis der Schnee meterhoch liegt und sich eine grosse Ruhe über die Natur breitet. Der Tensee friert zu, die Wolken spiegeln sich nicht mehr in seiner Oberfläche, und ausser Wildtieren und Raubvögeln trifft man keine Lebewesen mehr dort oben. Ab und zu kommt vielleicht noch jemand von der Besatzung der Kraftwerke vorbei, die sich etwas weiter unten tief im Berg befinden. Was aber ganz sicher nicht mehr kommt, sind die Gümmeler, Motorradfahrer, Wohnmobilpiloten und Sonntagsfahrer.

Alles zerstört

In einer stürmischen Winternacht mit heftigem Schneefall, kurz nach dem Jahreswechsel, gingen auf dem Polizeiposten in Innertkirchen nacheinander mehrere Alarme wegen einer Feuersbrunst auf dem Grimselpass ein. Die erste kam von der Besatzung eines Frachtflugzeuges, das den Pass nachts überflog, eine weitere von den Elektrizitätswerken, und schliesslich riefen verschiedene Leute aus Guttannen an, einem Dorf etwas unterhalb der Passhöhe.

Da die Passstrasse natürlich hoch mit Schnee bedeckt war, man dort oben keine Bewohner vermutete und ohnehin kein Löschwasser vorhanden war, schien es kaum sinnvoll, die Feuerwehr auszurücken zu lassen. An einen Hubschraubereinsatz war bei diesem Wetter nicht zu denken, und so fuhren ein Trupp Leute mit Geländewagen soweit den Pass hoch, wie die Strasse geräumt war, und gingen dann vom Elektrizitätswerk unterhalb des Staudammes aus zu Fuss und mit zwei Schneemobilen weiter. So kamen sie erst gut zwei Stunden nach dem Eintreffen der ersten Anrufe auf der Passhöhe an und trafen auf das, was sie beim Aufstieg bereits vermutet hatten: Einen schwelenden Haufen an der Stelle, wo vorher das „Alpenrösli“ gestanden hatte. Das Gebäude hatte grösstenteils aus Holz bestanden, war alt und entsprechend ausgetrocknet gewesen, und so hatten die Flammen ganze Arbeit geleistet. Vom Restaurant war sozusagen nichts mehr übrig, nur die Grundmauern ragten geschwärzt aus dem geschmolzenen Schnee.

Der Feuerwehrkommandant von Guttannen war ein besonnener Mensch, er liess den Trupp seiner Begleiter weit weg von der Brandstelle anhalten. Zusammen mit zwei Polizisten, die ebenfalls mit heraufgekommen waren, suchten sie zunächst nach Spuren. Da seit Stunden ein heftiger Schneesturm getobt hatte, war dies ein praktisch aussichtsloses Unterfangen. Man beschränkte sich deshalb bald einmal auf die Abklärung, ob noch eine Gefahr von der Brandstelle ausging, liess eine Brandwache zurück und der Rest des Trupps ging wieder talwärts.

Im Morgengrauen bewegte sich erneut eine Kolonne von Leuten, diesmal teilweise mit Skis, Richtung Passhöhe. Es schneite immer noch, der Wind war etwas abgeflaut, blies aber immer noch steif und drang bald auch durch die dichteste Kleidung. Unter den Leuten befanden sich ein Brandfahnder von der Gebäudeversicherung, zwei Polizeibeamte, einige Leute von der Feuerwehr und Wale Inderbitzin, der im Winter ebenfalls in Guttannen wohnte. Oben am Pass angekommen, richteten sie sich in einem Nachbargebäude des „Alpenrösli“ ein, wo schon die Leute von der Brandwache Unterschlupf gefunden hatten und fingen mit den routinemässigen Arbeiten an, die in einer solchen Situation anfallen. Als erstes durchkämmten der Brandfahnder und der Feuerwehrkommandant zusammen mit Inderbitzin die Brandruine. Es bestätigte sich, dass vom „Alpenrösli“ rein gar nichts mehr übrig geblieben war. Die KÜcheneinrichtung war in der Hitze geschmolzen, alle Möbel vollständig verbrannt, und was an Geschirr noch zu erkennen war, lag als russige Scherben herum. Nicht dass die Männer viel zu finden glaubten, aber man durfte keine Möglichkeit ausser Acht lassen. Irgendetwas oder irgendjemand hatte das Feuer ja verursacht. Ein Kurzschluss war wenig wahrscheinlich, denn der Strom war abgestellt. Die Tür zur Vorratskammer war noch in den Angeln, wenn auch stark angesengt. Inderbitzin versuchte, sie zu öffnen und fand sie verschlossen. Er holte den Schlüssel hervor, und zu seiner Verwunderung liessen sich das Schloss und die Tür öffnen. Dahinter war nichts als Staub und Russ. Inderbitzin schauderte, er dachte an den Fremden, den er im Sommer hier eingeschlossen hatte.

Der Brandfahnder trat hinzu und fragte ihn, was hier drin gewesen sei. „Nichts“ antwortete Inderbitzin. „Wir haben diesen Raum nur ab und zu als Zwischenlager benutzt. Hat ja fast keinen Platz da drin.“ Das wegen dem Fremden fand er nicht nötig zu erwähnen. „Sagt mal“ fragte ihn der Brandfahnder, „habt ihr ein Motorrad?“ – Inderbitzin schaute ihn verwundert an. Was für eine Frage, hier oben, in einer Brandruine mitten im Winter. „Nein“ antwortete er, „nie eins gehabt und werde auch nie eins haben. Warum fragt ihr?“ Der Brandfahnder zeigte ihm einen angesengten Schlüssel, der aussah wie ein Zündschlüssel. „Woher könnte der wohl kommen?“ Inderbitzin sah ihn sich an. Im Schlüssel war ein Adler eingekerbt, das Markenzeichen der Firma Harley-Davidson. Nun, auf dem Pass verkehrten im Lauf eines Sommers tausende Maschinen dieser Marke, und man konnte sich lebhaft vorstellen, dass hier auch mal einer seinen Zündschlüssel verlieren könnte. Allerdings hätte der Betreffende in so einem Fall ein Problem mit der Weiterfahrt und würde wohl alles daransetzen, seinen Schlüssel wieder zu finden, und davon wüsste Inderbitzin. Aber vielleicht war es ja nur ein Reserveschlüssel, oder er gehörte zu einem Topcase oder einem Koffer, und gar nicht ins Zündschloss. Dann hätte sein Besitzer den Verlust wohl erst später bemerkt. Der Brandfahnder war mit dieser Version nicht ganz zufrieden und meinte, man müsste der Sache nachgehen. Andererseits könne ja kaum einer im Winter mit einer Harley da heraufgekommen, die Wirtschaft angezündet und dann wieder hinuntergefahren sein, bei dem Schnee. Inderbitzin stimmte dem zu und fragte, ob denn der Brandfahnder bereits Hinweise auf Brandstiftung habe. „Oh ja“ sagte dieser, „es deutet einiges darauf hin. Wo habt ihr normalerweise euer Benzin gelagert?“ – „Benzin?“ fragte Inderbitzin, „wir brauchen in der Wirtschaft doch kein Benzin. Die Küche ist elektrifiziert, und falls der Strom ausfallen sollte, haben wir einen Holzofen. Mein Auto betanke ich auch nicht hier oben, also lagere ich hier sicher kein Benzin!“ – „Dann kommt einmal mit“ sagte der Brandfahnder und ging voraus in eine Gebäudeecke, nahe der Stelle, wo früher eine Hintertür gewesen war. Dort lagen drei versengte Benzinkanister, alle mit offenen Verschlüssen. „Ich vermute aufgrund dieses Fundes, dass hier jemand diese Kanister geöffnet und dann umgestossen hat. Sie sind langsam ausgelaufen, dabei hat sich die Luft mit Benzindämpfen angereichert. Nach einer Weile hat man eine Benzinspur nach draussen gelegt, das kann auch ein benzingetränktes Stück Stoff gewesen sein. Bei der gegenwärtigen Schneehöhe von gegen drei Metern war die Tür vor dem Brand natürlich praktisch zugeschneit, man hätte sich also den Weg freischaufeln müssen. Dafür hätte man dann recht praktisch mit einem einzigen Streichholz die ganze Sache anzünden können, es kam zu einer Verpuffung oder gar einer Explosion, und das Gebäude hat im Nu in Flammen gestanden. Die grosse Hitze hat den Schnee hier herum samt allen darin enthaltenen Spuren weggeschmolzen, sodass kaum etwas gefunden werden kann. Nicht ungeschickt, wenn man es aus der Optik eines Brandstifters betrachtet.“ Der Brandfahnder ging ein paar Schritte weiter durch das Chaos verbrannter Gegen-

stände und sagte: „Ich will euch noch was zeigen. Kommt mal mit hier rüber. Was habt nun schon wieder für ein Motorrad?“ – „Ich fahre gar keins, habe ich doch vorhin gerade gesagt. Bin doch nicht lebensmüde, ausserdem hätte ich im Sommer sowieso keine Zeit. Muss hier oben zum Rechten schauen – oder besser gesagt musste, wenn ich mir das alles ansehe...“ fügte er niedergeschlagen hinzu. „Aha, ja“ sagte der Brandfahnder und blieb vor etwas verkohltem stehen. „Dann war das da wohl auch nicht eure Motorradausrüstung?“ Er zeigte auf die Reste einer Lederjacke, einer verbrannten Hose und völlig verkohlten Stiefeln. Beim einen konnte man gerade noch erkennen, dass ein Adler ins Leder geprägt gewesen war, das Markenzeichen von Harley-Davidson. Inderbitzin blieb wie angewurzelt stehen und stierte die Sachen an. „Da hol mich der Teufel, wo kommt das Zeugs her?“ fragte er verwirrt. „Uns würde mehr interessieren, wo der Besitzer dieser Ausrüstung geblieben ist. Wäre es möglich, dass wir da unter all dem Zeugs noch eine verkohlte Leiche finden?“ Inderbitzin blinzelte nervös. „Was für eine Leiche denn, von wem?“ – „Zum Beispiel von einem unbekanntem Motorradfahrer, mit dem du ab und zu Krach hattest letztes Jahr!“ sprach der Chef des Polizeipostens Innertkirchen, der hinzugetreten war. „Hier ist doch etwas oberfaul, oder etwa nicht? Du hast uns angerufen, weil du mit irgendeinem aneinandergeraten warst. Dann ist er dir entwischt, und das nagte an Deinem Ego. Also hast Du auf der Lauer gelegen, und als du geglaubt hast, er sei wieder da, hast du uns wieder geholt. Diesmal hast du eine Nummer angegeben, die gar nicht existiert, obwohl du behauptet hast, sie ganz genau gesehen zu haben. Du hast uns sogar eine Personenbeschreibung gegeben. Wir aber haben nichts gefunden. Eine landesweite Suche nach einem Motorrad mit der von dir angegebenen Nummer hat ebenfalls nichts gebracht. So ein Motorrad kann nicht einfach spurlos verschwinden. Und nun beantworte mir ohne lange zu überlegen folgende Frage: Wo warst du letzte Nacht?“ Inderbitzin war bleich geworden, er glaubte, die gesamte Grimselpasshöhe samt dem ganzen Schnee und der Brandruine befinde sich auf einem Karrussell, und zwar einem, das ganz schön am Eiern war. Was der Brandfahnder und der Polizist, sicher nach vorheriger Absprache, hier vorbrachten war nichts Geringeres als ein böser Mordverdacht! Er sollte den mysteriösen Motorradfahrer umgebracht haben? Wo kamen denn die Kleider und der verdammte Zündschlüssel auf einmal her? Ihm wurde schwarz vor den Augen, er musste sich an einem russigen Mauerrest festhalten. „Ich war...“ krächzte er mühsam. „Jaja, ich weiss, du warst im Bett, ganz allein, und niemand hat dich gesehen“ meinte der Polizist ungeduldig. Es schien, als hätte er seine Meinung bereits gemacht. „Wo hätte ich denn sonst sein sollen, bei dem Wetter, und wer, bitte, hätte mich da sehen sollen?“ fragte Inderbitzin, dessen aufsteigende Wut nun langsam auch seinen Blutkreislauf wieder in Schwung brachte. „Also dann hast du kein Alibi, und das heisst, dass du nun erst mal mit uns mitkommst. Wir werden das weitere Vorgehen dann mit dem Regierungsstatthalter festlegen. Komm, schnell deine Skis an, wir gehen. Du bist vorübergehend festgenommen!“ Damit packte der Polizist Inderbitzin am Arm und sie gingen zu ihren Skis. Begleitet von zwei weiteren Polizisten führen sie hinunter bis zu der Stelle, wo sie ihre Fahrzeuge geparkt hatten, und von dort weiter direkt nach Thun, wo Inderbitzin vorerst mal eine Zelle im Regionalgefängnis bezog.

Die nächsten Tage vergingen mit verschiedenen Befragungen von Inderbitzin, zunächst durch die Polizei, danach durch den Staatsanwalt und durch den Regierungsstatthalter. Inderbitzin blieb dabei stets seinen ursprünglichen Aussagen treu. Der Zündschlüssel aus der Brandruine war zweifelsfrei einem Harley-Davidson Motorrad zugeordnet worden, über das Modell konnten aber keine genauen Aussagen gemacht werden. Ein Motorrad oder Reste davon konnten im Brandschutt keine gefunden werden. Was für Inderbitzin besonders wichtig und entlastend war: Auch eine Leiche oder Teile davon konnten dort oben nicht gefunden werden. Weit und breit gab es auch keine Spuren, die einen ungebetenen Besucher hätten entlarven können, aber bei dem Schneetreiben war das weiter nicht verwunderlich. Nachdem er sich vom ersten Schock erholt und ein wenig an den Gefängnisalltag gewöhnt hatte, stellte Inderbitzin die Theorie auf, dass der unbekannte Motorradfahrer, der ja öfters über den Grimselpass fuhr, während der Winterpause ins geschlossene Restaurant eingedrungen und dann den Brand absichtlich oder fahrlässig verursacht habe. Dafür gab es jedoch keinen Beweis, und so menschenleer war die Grimselpasshöhe auch im Winter nicht, immerhin verkehrten dort oben ab und zu Angestellte der Grimselkraftwerke, Wildhüter, Bergsteiger und Schneewanderer. Durch das Dorf Guttannen oder daran vorbei kam auch keiner ungesehen, von daher schien die Vorstellung eines einsamen Einbrechers weit hergeholt. Schliesslich wurde auch die Serviertochter ausfindig gemacht, die den Winter auf den Balearen verbrachte, und sie sagte aus, dass das Vorhandensein von Motorradklamotten durchaus plausibel sei. Es komme jeden Sommer vor, dass Leute aus irgend einem Grund ihre Motorräder nach einer Panne durch ein Abschleppunternehmen heimschaffen liessen, und es könnte gut sein, dass da einer sich umgezogen und ob allem Frust und Ärger nicht mehr an seine Kleidung gedacht hätte. Der Schlüssel könne auch gut von so einem defekten Motorrad stammen. Es kam sehr oft vor, dass ein defektes Motorrad abtransportiert und das Fehlen des Zündschlüssels dann erst in der Werkstatt bemerkt wurde, oft erst dann, wenn einer damit eine Probefahrt machen wollte. All diese Fakten bewogen den zuständigen Untersuchungsrichter in Thun schliesslich, den Haftbefehl gegen Inderbitzin aufzuheben und diesen wieder auf freien Fuss zu setzen. So kam er schliesslich wieder zu Hause in Guttannen an, zeigte sich wenig in der Öffentlichkeit und war froh, mit dem Organisieren der Betriebsaufnahme im Frühjahr alle Hände voll zu tun zu haben.

Der seltsame Fremde kommt und geht

Anfangs Mai wurde auf der Grimselpasshöhe noch emsig Schnee geräumt. Grosse Schneefräsen frassen sich durch den schweren nassen Schnee und gruben metertiefe Schluchten, auf dass der Verkehr zum Zeitpunkt der Passeröffnung mit möglichst wenig Behinderung fliessen konnte. Dank des schönen Wetters konnten schwere Lasten auch mit Hubschraubern transportiert werden, und so war es möglich, dass schon die allerersten Passüberquerer bereits ein funktionierendes Restaurant vorfanden. Man hatte auf einem Teil des Parkplatzes einige Container zu einem recht soliden Gebäude kombiniert. Darin befand sich, gleich gegenüber der Brandruine des alten „Alpenrösli“ das „Mini-Alpenrösli“, und es war erstaunlich behaglich darin. Bei schönem Wetter wurden ein paar Tische draussen aufgestellt, mit Aussicht auf den Totensee und die südlichen Alpenkämme.

Gegenüber bei der Brandruine tat sich vorderhand noch nicht viel. Die Abklärungen zur Brandursache, welche im Winter eingestellt worden waren, gingen im Frühjahr weiter. Inderbitzin schien es, einige Leute suchten verzweifelt nach einer Leiche und seien fast ein wenig enttäuscht, keine zu finden. Die gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen hatten ihn verletzt und nagten an ihm. Auf die Polizei war er zunächst nicht sehr gut zu sprechen, und er vergass nun nie mehr, einzukassieren, wenn ab und zu Polizisten auf Streife bei ihm einkehrten.

Auch sonst schien man sich auf der Brandruine viel Zeit zu lassen. Das Grundstück und das abgebrannte Gebäude gehörten einer Alpgenossenschaft, und die Kommunikation zwischen dieser und den Behörden schien recht harzig zu verlaufen. Hatte Inderbitzin zunächst geglaubt, auf den Sommer hin wieder in einem neuen Restaurant arbeiten zu können, so schien es ihm nun, als müsste er froh sein, wenn dies im nächsten Sommer der Fall wäre. Ende Juni lag die Brandruine nämlich noch immer so da, wie er sie erstmals im Winter gesehen hatte. Aufräumarbeiten waren noch nicht in Gang gekommen, und wenn es so weiterging, begannen solche auch kaum mehr vor dem Herbst, wenn es dann zu spät war. Über solches sinnierend sass er eines Tages vor seinem Provisorium in der Sonne und gönnte sich eine kleine Pause, auf dem Pass war wie immer um diese Zeit und bei diesem Wetter einiges los. Da der Parkplatz nun kleiner war, war das Gedränge natürlich umso grösser, und die Motorradfahrer wuselten nur so umher. Auf einmal entdeckte Inderbitzin eine Harley-Davidson, die ihm irgendwie bekannt vorkam. Und richtig, als die Maschine eingeparkt hatte und der Fahrer abstieg, erkannte er zweifelsfrei den mysteriösen Kerl vom letzten Jahr. „Wart Bürschchen“ dachte Inderbitzin und verzog sich ins Innere seines Lokals. Dort sassen zufällig zwei Polizeibeamte und tranken einen Kaffee, und er informierte sie über die Anwesenheit des Mysteriösen. In dem Moment kam dieser zur Tür herein, stutzte und wollte gleich wieder gehen, aber einer der Polizisten stand auf und forderte ihn zum Nähertreten und zum Vorzeigen seiner Ausweispapiere auf. Der Fremde sprach mit seltsam heiserer Stimme: „Was ist euer Begehrt? Schau er, mit wem er rede!“, und machte keinerlei Anstalten, Ausweise zu zücken. Der Polizist blinzelte verdutzt: „Was meint ihr? Ich möchte eure Ausweise sehen, bitte!“ Der Fremde trat einen Schritt näher, schaute mit blitzenden Augen Inderbitzin an, deutete auf ihn und sagte: „Der hier ists, und kein anderer! Ergreif er ihn, hier aufs Mal. Und beeil er sich!“ und damit machte er einen hastigen Schritt auf Inderbitzin zu. Dieser war weder auf den Kopf noch aufs Maul gefallen und gab ebenso laut zurück: „Ich geb dir gleich eine, Du Sauhund. Hast mir die Hütte angezündet und nun kommst Du auch noch frech daher. Hier bist Du aber am Falschen, wart ich will Dir...“ und damit wollte er sich auf den anderen stürzen. Einer der Polizisten hielt ihn aber zurück, der andere versuchte den Fremden zu bändigen, und es entbrannte ein heftiger und handgreiflicher Streit. Irgendwann gelang es den Polizisten, Inderbitzin niederzuringen und zur Vernunft zu bringen, als man draussen einen Motor aufheulen hörte. Der Fremde hatte sich irgendwie des Gerangels entzogen und mit seinem Motorrad das Weite gesucht. Die Polizisten stürzten nach Draussen, konnten sich aber angesichts des dort herrschenden Durcheinanders nicht zu einer Verfolgung entschliessen und gaben deshalb per Funk eine Meldung durch, dass nach dem Motorradfahrer gesucht werden solle. Die drei diskutierten noch eine Weile über das Geschehen und die Polizisten nahmen einen Rapport auf. „Wenigstens stehe ich jetzt nicht mehr als Phantast dar, ihr habt ihn nun selber gesehen, diesen ungehobelten Rüpel. Und wie er spricht, ob er wohl Ausländer ist?“ Der eine Polizist glaubte dies nicht, da sein Deutsch akzentfrei war, auch wenn er sich sehr umständlich ausdrückte. Der andere erzählte, dass ein Zweig seiner Familie vor Generationen nach Kanada ausgewandert sei. Sie sprächen zwar in der Familie noch Schweizerdeutsch, hätten aber eine sehr altertümliche Ausdrucksweise bewahrt, da die Sprache von jedem modernen Einfluss verschont geblieben war. Als kürzlich eine seiner Cousinen bei ihm zu Besuch gewesen sei, habe es an der Tür geläutet, und sie habe gesagt, es ermangle, nachzusehen. So hätte man das vor mehr als hundert Jahren hier auch gesagt. Der ungehobelte Motorradfahrer käme ihm gerade so vor, als stamme er auch aus ähnlichen Verhältnissen. Dafür spräche auch seine Hillbilly-Kluft, die aussah wie die eines Cowboy nach tagelangem Ritt durch die Wüste. Danach gingen die Polizisten wieder, und Inderbitzin liess das Kassieren für diesmal bleiben.

Danach kamen immer mehr Gäste und Inderbitzin und sein Personal wurden richtig auf Trab gehalten, bis die Sonne unterging. Um diese Zeit hörte das Treiben meist schlagartig auf, und es wurde kühl auf dem Pass. Oft sass er dann mit seinem Personal noch ein wenig zusammen, sie tranken etwas und besprachen den nächsten Tag und was es noch so alles zu Organisieren galt. An diesem Abend war es wieder sehr ruhig, und sie genossen die Stunde nach Sonnenuntergang, die von Fotografen allgemein als „Blue-hour“ bezeichnet wird. Ringsum leuchteten die verschneiten Gipfel noch im letzten Abendlicht, der Totensee lag spiegelglatt und für einmal hell leuchtend da. Auf einmal hörte man einen verspäteten Motorradfahrer herankommen, er forcierte seinen Motor ziemlich. Dem Geknatter nach war es eine grossvolumige Zweizylindermaschine, die da forsch der Passhöhe entgegen fuhr. Der Lärm erstarb kurz, ein einzelnes Motorrad rollte auf den Parkplatz und hielt knapp vor dem Restaurant, wo die Angestellten sassen. Inderbitzin erkannte sofort den mysteriösen Fremden, und sein Puls war augenblicklich wieder auf dem Stand vom Nachmittag. Er stand auf und ging auf den anderen zu. Dieser war abgestiegen, hatte seinen schwarzlackierten Wehrmachtshelm abge-

nommen und kam seinerseits auf Inderbitzin zu. Die beiden Männer standen einander gegenüber, und Inderbitzin kam sofort zur Sache: „Was glaubst du eigentlich, wer du bist, he? Wie führst du dich hier auf und mit welcher Unverfrorenheit tauchst du hier wieder auf, he? Wart Bürschchen, diesmal entwischst du nicht mehr!“ und er packte den anderen am Kragen. Der sagte kein Wort, packte seinerseits mit einer Hand Inderbitzins Kragen und stiess ihn vor sich her, als würde dieser keinen Widerstand leisten. Spielerisch setzte er ihn auf einen Stuhl, beugte sich zu ihm hinunter und schaute ihn eindringlich an. Inderbitzin war, als würde er von innen heraus gefrieren. Er schaute dem Fremden in die Augen, aber das waren keine Augen. Das waren zwei Löcher von einem kalten Grau, das Inderbitzin förmlich zu spüren glaubte. Dazu fühlte er eine unglaubliche Verachtung, die der Fremde für ihn zu haben schien. All diese Eindrücke drangen spürbar in seinen Körper, in sein Hirn ein, wie mit Nadeln injiziert. Eine ungeheure Panik ergriff ihn, wie er sie in seinem Leben nie gespürt hatte, und die er als Schmerz wahrnahm. Es war ein Schmerz, der nicht nur einzelne Körperteile ergriff, nein, es war ein Ganzkörperschmerz, in den auch sein Geist eintauchte. Die Welt um ihn herum versank, er nahm nur noch diese totale Beherrschung durch diesen seltsamen Mann vor ihm wahr. Dieses sprach nun auch noch zu ihm, aber er hörte die Worte nicht, sondern spürte sie physisch: „Merk er auf und lass er mich in Frieden! Wir kommen und gehen wie es uns zupasse kommt und wann uns der Sinn danach steht. Hat er das verstanden? Der nächste deiner Schergen, der es wagt, seine Hand gegen uns zu rühren, wird den Talboden nicht mehr lebendigen Leibes erreichen!“ Mit einem verächtlichen Schubs liess er von Inderbitzin ab, drehte sich um und bestieg seine Maschine. War es diesem bisher eiskalt gewesen, so stieg nun eine Hitzewallung in ihm hoch, einem Fieberschub gleich. Er blieb total fertig auf seinem Stuhl sitzen, seine Hände und seine Knie zitterten, als er seine Umwelt langsam wieder wahrnahm. Von weit weg hörte er den Motor des sich entfernenden Motorrades. In der Nase hat er immer noch den durchdringenden Körpergeruch des Fremden, der irgendwie an ein abgebranntes Zündholz erinnert.

Seine Angestellten kamen zu ihm, einer fragte: „Was war denn los Chef, hat der was zu dir gesagt?“ Inderbitzin lallte nur. „Ihr habt alles gesehen, ihr könnt bezeugen, dass er mich angegriffen hat“ brachte er schliesslich mühsam hervor. Seine Angestellten schauten sich zuerst lange an und dann betreten drein. „Chef, was meinst Du damit genau? Du bist auf ihn zugegangen, hast ihn am Kragen gepackt, und er hat Dir auf die Schulter geklopft, dann bist Du hier abgesessen und er ist wieder gegangen. Das hat mehr nach einer kumpelhaften Begrüssung ausgesehen als nach einem Angriff. Wir haben keine Veranlassung gesehen, einzugreifen oder dem ganzen eine besondere Beachtung zu schenken. Wir dachten, ihr beiden kennt euch.“ Die Worte hallten in Inderbitzins Kopf wie die Schläge einer grossen Glocke. Er beschloss, die Sache nicht weiter zu diskutieren und Feierabend zu machen. Beim Hinunterfahren fühlte er sich zunehmend elender, zu Hause sank er völlig ermattet in sein Bett.

Am anderen Tag erwachte Inderbitzin viel zu spät und in einem Zustand, der nicht an Arbeit denken liess. Er wurde von Fieber geschüttelt, hatte weiche Knie und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Er rief zuerst im Restaurant an und meldete sich für den Tag ab, danach kroch er wieder ins Bett. Nach einigen Stunden Schlaf erwachte er wieder, diesmal ging es ihm ein wenig besser. Er rief auf dem Polizeiposten in Innertkirchen an und informierte dort über die Begebenheit vom Vorabend. Man versprach ihm, weiterhin ein Auge auf den Mysteriösen zu haben und bat um sofortige Meldung, falls dieser wieder auftauchen sollte. Gleichzeitig wurde Inderbitzin angewiesen, jeden Kontakt zu vermeiden und sich wenn möglich nicht zu zeigen, wenn der Fremde wieder auf der Passhöhe erscheinen sollte.

Dies geschah bereits wenige Tage später. Inderbitzin war wieder auf den Beinen und am Arbeiten, als er die Maschine des Mysteriösen schon von weitem auf den Parkplatz einbiegen sah. Er verzog sich ins Innere seines Lokals und rief die Polizei an. Wenig später erschien ein Streifenwagen, und die beiden Polizeibeamten suchten in der Menge der abgestellten Motorräder den Fremden. Nach etwa einer halben Stunde stellten sie jedoch fest, dass dieser entweder nicht oder nicht mehr da war. Sie liessen sich von Inderbitzin nochmals eine detaillierte Beschreibung geben, und dieser erwähnte dabei auch den durchdringenden Körpergeruch des Mysteriösen, nach abgebrannten Zündhölzern. Die beiden Polizisten notierten sich alles, tranken einen Kaffee, auf dessen Inkasso Inderbitzin diesmal wieder verzichtete, und fuhren dann wieder hinunter. Etwa eine Dreiviertelstunde später wurde es plötzlich ruhiger auf dem Pass. Motorradfahrer standen in Gruppen zusammen und diskutierten, gegen Norden hin schien niemand mehr hinunterzufahren. Das allgemeine Motorengebrumm hatte aufgehört, was Inderbitzin neugierig machte. Er gesellte sich zu einer der Gruppen und erfuhr, dass die Passstrasse gegen Guttannen hin gesperrt sei, es habe einen schweren Unfall gegeben. Von unten kamen auch keine Fahrzeuge mehr herauf. Ab und zu kamen noch Motorradfahrer, die eigentlich hinunter wollten, an der Sperre aber umgekehrt waren. Mehr und mehr Details wurden bekannt. So soll ein Streifenwagen der Polizei von der Strasse abgekommen und über eine Felswand gestürzt sein. Unten ständen zwei Rettungshubschrauber, es würden Helfer abgeseilt. Die Passstrasse blieb bis tief in die Nacht hinein gesperrt, was die Angestellten des Restaurants veranlasste, die Nacht oben auf der Passhöhe in einer Notschlafstelle zu verbringen.

Am anderen Tag wurden die Gerüchte bestätigt. Tatsächlich war der Streifenwagen, der selbe, der vorher bei Inderbitzin gewesen war, beim Hinunterfahren seitlich von der Strasse abgekommen, in einen Begrenzungspfosten geknallt und dann über einen Felsen katapultiert worden. Dort war er zwanzig Meter abgestürzt und beim Aufprall auf die darunterliegenden Felsen förmlich zerborsten. Die beiden Insassen waren auf der Stelle tot, ihre Leichen bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Der Unfall löste grosse Betroffenheit im Tal aus, die beiden Polizisten waren beide verheiratet gewesen und hatten Kinder gehabt. In jedem anderen Fall hätte man überhöhte Geschwindigkeit oder einen Fahrfehler vermutet, aber bei diesen routinierten Vielfahrern, die die Strasse gekannt hatten wie ihre Hosentaschen, stand man vor einem Rätsel. Augenzeugen berichteten, der Wagen hätte weder gebremst noch sei ein Hindernis im Weg gewesen, kein Tier sei über die Strasse gerannt und auf dieser wäre auch kein Oelfleck, Rollsplitt oder ähnliches gewesen. Es habe ausgesehen, als wäre das Auto einfach über den Strassenrand hinaus gelenkt worden.

Inderbitzin war wohl der letzte gewesen, der die beiden Polizeibeamten lebend gesehen hatte, und so war es naheliegend, dass man ihn zu dieser Begegnung intensiv befragte. Er erzählte alles ziemlich wahrheitsgetreu, verschwieg allerdings seine Panikattacke

und die Drohungen des fremden Motorradfahrers. Er erwähnte lediglich eine verbale Auseinandersetzung mit diesem und gab vor, er habe ihn um einen Gratiskaffee mit Nussgipfel anbettelt, weil er angeblich kein Geld habe. Seine früheren Begegnungen und die Meldungen an die Polizei spielte er nun herunter und stellte den Motorradfahrer als asozialen Spinner dar, den man ganz einfach nicht ernst nehmen sollte. Dem widersprachen die Polizisten allerdings vehement. Wenn einer nämlich mit einem nicht existierenden Nummernschild herumführe, so interessiere sich die Polizei schon mal prinzipiell dafür. Zudem habe man wiederholt Warnungen über Irre ignoriert, nur um dann hinterher, wenn etwas Schlimmes passiert sei, festzustellen, es habe an Hinweisen nicht gefehlt. „Da sind wir inzwischen mehrfach gebrannte Kinder, und wir rücken lieber einmal zu viel aus als einmal zu wenig“ meinte einer. Noch während der Befragung wurde Inderbitzin immer bleicher, es wurde ihm zuerst schwindlig, danach brach er ohnmächtig zusammen und wurde ins Spital Meiringen gebracht.

Schläge und Gegenschläge

Von der Fahrt ins Spital Meiringen kam Inderbitzin nichts mit. Auch seine Einlieferung erlebte er nicht bewusst. Die Ärzte konnten sich seine Bewusstlosigkeit zunächst nicht erklären. Tests auf Alkohol, Drogen oder giftige Substanzen brachten nichts zutage, auch konnte keine Hirnverletzung festgestellt werden, und seine übrigen Körperfunktionen waren normal. Als er schliesslich erwachte, brabbelte er nur wirres Zeug. Da er keine Kopfverletzungen aufwies und überdies vor den Augen der Polizei ohnmächtig geworden war, behielt man ihn vorerst einmal in der Überwachungsstation. Nach zwei Tagen hatte sich sein Zustand soweit gebessert, dass man ihn auf eine normale Krankenstation verlegen konnte. Nach wie vor war er schwach, konnte kaum einen Löffel halten und zitterte ab und zu am ganzen Körper. Er konnte sich nicht erinnern, warum er hier gelandet war. So gönnte man ihm so viel Ruhe wie nur möglich und hielt ihn in einem Einzelzimmer. Dort döste er eines Nachmittags, als er von plötzlicher Panik ergriffen erwachte und neben dem Bett auf einem Stuhl den mysteriösen Motorradfahrer in seiner abgestandenen Kluft sitzen sah. Im Zimmer lag ein durchdringender Geruch nach abgebrannten Zündhölzern, als hätte man dutzende von Kerzen angezündet. Der Mysteriöse sass entspannt da, hatte ein Bein über das andere geschlagen und schaute Inderbitzin mit durchdringendem Blick aus seinen eisgrauen Augen an. Dieser fühlte den Blick, als durchbohrten ihn zwei eiskalte Messer. Mit letzter Kraft läutete er Sturm, und einen Augenblick später stürzten zwei stämmige Krankenwärter ins Zimmer. „Was ist, was hast Du, Wale? Ist was passiert?!“ – „Packt ihn, schnell, bevor er wieder abhaut...!!“ Inderbitzin zeigte zitternd auf den Stuhl neben der Tür, auf dem der Mysteriöse sass, oder besser, gesessen hatte. Denn auf einmal war der wie vom Erdboden verschluckt und der Stuhl leer. Es war nicht klar, ob er sich in Luft aufgelöst oder zur Tür hinaus verschwunden war, als die beiden Krankenwärter hereingestürzt waren. Diese hatten auf sowas natürlich nicht geachtet. „Er hat vermutlich Wahnvorstellungen“ meinte der eine, „ich hole mal den Doktor“. Der andere verabreichte Inderbitzin eine Beruhigungsspritze, und dieser wurde daraufhin merklich entspannter. Irgendwann kam auch der Doktor, und zu dritt hörten sie Inderbitzins Version seines „bösen Traumes“, wie sie es nannten. Der Doktor sprach Inderbitzin gut zu und meinte, er habe wohl nur ein wenig geträumt, er sei vermutlich erschöpft und habe ein beginnendes Burnout, und man werde sich überlegen, wie ihm geholfen werden könne, er solle sich nur ja keine Sorgen machen, das komme dann schon gut.

Als sie das Zimmer verlassen hatten, änderte sich die Tonlage des Arztes merklich. Als erstes wollte er von seinen Krankenpflegern wissen, wer in Inderbitzins Zimmer mit Zündhölzern hantiert habe. Der eine musste extra nochmals unter einem Vorwand zurück um festzustellen, ob es dort Zündhölzer, Feuerwerk oder ähnliches gäbe. Er kam alsbald mit dem Bescheid zurück, nichts gefunden zu haben, Inderbitzin sei bereits wieder eingedöst. Dann wollte der Arzt wissen, ob es möglich gewesen wäre, dass auf dem besagten Stuhl jemand gesessen und beim Eintreten der Krankenpfleger ins Zimmer dieses behende hinter deren Rücken hätte verlassen können. Beide mussten zugeben, dass dies durchaus möglich gewesen wäre, denn sie hätten ja zuerst das Wohl und die Sicherheit ihrer Patienten im Sinn, und nicht das möglicher Besucher, also hätten sie sich voll auf das Bett konzentriert. Allerdings müsste in so einem Fall jemand den Besucher auf dem Gang bemerkt haben. Eine Nachfrage beim übrigen Personal und am Empfang war negativ, niemand hatte etwas in der gefragten Richtung bemerkt. Ausserdem wäre vermutlich ein schweres Motorrad weggefahren, und das hätte man in der ruhigen Umgebung des Spitals auf alle Fälle bemerkt. Damit, beschloss der Arzt, sei Inderbitzin wohl kein Fall mehr für dieses Spital, und man wollte ihn in eine nahe gelegene Klinik für seelische Erkrankungen verlegen. Er werde auf alle Fälle sofort die nötigen Vorbereitungen treffen.

Auf der Oberfläche des Totensees spiegelte sich der helle Himmel und ab und zu ein paar Wölklein, das Wetter war schön und warm, und entsprechend lief der Betrieb im Restaurantprovisorium auf der Grimselpasshöhe auf Hochtouren. Jetzt, während der Ferienzeit, herrschte natürlich reger Verkehr, da gesellten sich zu den Gummelern, den Motorrad- und Cabriofahrern auch noch die Wohnmobilpiloten, die in verbissener Hartnäckigkeit ihre überladenen, untermotorisierten Gefährte in aufreibender Langsamkeit der Passhöhe zutrieben. Die dabei entstehende Rauchentwicklung entsprach oft der eines mittleren Waldbrandes, so als wären die Dinger kohlebefeuert mit Dampfantrieb unterwegs. Unter diesen Umständen, und auch im Hinblick auf die nun doch zögerlich anlaufenden Räumungsarbeiten bei der Brandruine und die eingeschränkte Parkplatzkapazität, war die Polizei auf der Passhöhe ständig präsent. Dies war auch nötig, um ein Chaos zu verhindern, das eines Tages zum Verkehrskollaps geführt hätte. Ein Streifenwagen stand gut sichtbar geparkt neben der Strasse gleich vor der Passhöhe, sein Anblick sollte Heissspornen etwas zu denken geben. Ausserdem war er ganz gut auch schon von weiter unten sichtbar, was wohl den einen oder anderen zu einer mehr oder weniger angepassten Fahrweise bewog. Auf jeden Fall herrschte an diesem Tag ein eher geordnetes Chaos, und die beiden Polizisten spazierten ein wenig über den Parkplatz, um sich ein paar Motorräder näher anzusehen. Auf einmal blieben sie vor einer Harley-Davidson mit der Nummer BE 43659 stehen. „Du schau mal“ meinte der eine, „ist jetzt das nicht die Nummer, die uns der Wale angegeben hat, und mit der der Mysteriöse da unterwegs sein soll? Schau mal nach, wem die gehört.“ Der andere zückte sein Smartphone und rief die Daten darauf ab. „Nichts“ sagte er nach einigen Minuten, „ist nicht in Umlauf.“ „Ha Vögelchen, haben wir Dich! Jetzt schlagen wir zu, der Inderbitzin hatte wohl doch Recht.“

Sie hielten sich etwas abseits und mussten nicht lange warten, bis eine schlacksige Gestalt in einer abgetragenen Motorradkluft mit Westernstiefeln aufkreuzte und sich dem Motorrad näherte. Als er nach dem schwarz lackierten Wehrmachtshelm griff, der auf dem Sattel gelegen hatte, griffen die beiden Polizisten zu. Eben wollte der eine den Motorradfahrer ansprechen, als ihm dieser brutal den Ellbogen ins Gesicht rammen wollte. Der Polizist war darauf gefasst, wich blitzschnell aus, während sein Kollege dem

Motorradfahrer einen Tritt in die Kniekehle verpasste, sodass dieser vornüber fiel. Es gab ein kurzes Gerangel, eine Frau kreischte auf, und vom Restaurant her kamen zwei Mitarbeiter von Inderbitzin den Polizisten zu Hilfe, denn sie vermuteten hier auch den verhassten Motorradfahrer, der ihrem Chef und einer Arbeitskollegin das Leben sauer zu machen schien. So lag der Mysteriöse bald röchelnd am Boden, an Händen und Füssen mit Handschellen gefesselt. Er wurde in den Streifenwagen verfrachtet und direkt nach Thun ins Regionalgefängnis überführt.

Dort angekommen, wurde er erst einmal wie üblich in Empfang genommen, fotografiert und befragt, er reagierte auf keine Anrede und auf keine Fragen, er blieb nur einfach stumm. So steckte man ihn erst einmal unter eine Dusche, denn er stank erbärmlich und hatte sich bestimmt wochenlang nie gewaschen. Die Polizisten klagten, dass auch das Innere des Streifenwagens roch wie ein Schweinestall, und sie fluchten darüber, dass sie ihn nun einer ausgiebigen Innenreinigung unterziehen mussten.

Einige Tage später, der Mysteriöse hatte noch kein Wort gesprochen und fast nichts gegessen, nur Wasser getrunken, meldeten sich zwei Polizeibeamte gleichzeitig krank, beide mit denselben Symptomen: Übelkeit, Schwindel- und Panikattacken, immer wieder Schwächeanfälle. Die Situation verschlimmerte sich stündlich, sodass beide unabhängig voneinander ins Spital Thun eingeliefert werden mussten, wo man feststellte, dass sie auf keinerlei Medikamente oder Heilmethoden reagierten. Ihr Immunsystem schien ganz ausgeschaltet zu sein, und nach drei Tagen, in denen ihr Zustand immer bedenklicher geworden war, verstarben beide fast zeitgleich an akutem Organversagen. Ihre Familien wurden unter Quarantäne gestellt und gründlich untersucht, aber bei keinem Familienmitglied wurde auch nur der Anflug einer Infektion oder einer Erkrankung gefunden. Ihre letzten Arbeitstage wurden minutiös rekonstruiert, es wurde aber nichts gefunden, das darauf hindeutete, dass sie sich in eine gefährliche Situation begeben hätten, in denen sie Schadstoffen ausgesetzt gewesen wären. Da der Streifenwagen inzwischen gründlich gereinigt worden war, fand man auch darin keinerlei Spuren von Giften oder Schadstoffen. Ihre Körper wiesen keine Einstiche auf, somit mussten allfällige Krankheitserreger über die Nahrung oder die Atemwege aufgenommen worden sein. Eine Autopsie ergab nichts ausser dem bekannten Befund, wonach ihr Immunsystem zusammengebrochen war und sie an akutem Organversagen gestorben waren. Ihr letzter gemeinsamer Einsatz war die Überwachung des Verkehrs auf der Grimselpasshöhe gewesen. Dort hatte es ein besonderes Vorkommnis gegeben, in dessen Verlauf sie eine Verhaftung vorgenommen hatten. Diese war aber routinemässig abgelaufen, und allein von einer Verhaftung wird ja kaum jemand krank. Die Sache blieb vorderhand ein Rätsel.

Währenddessen sass der mysteriöse Motorradfahrer im Regionalgefängnis Thun ein und wurde dort verschiedenen Verhören und Befragungen unterzogen. Er weigerte sich standhaft, Informationen zu seiner Person oder überhaupt eine Antwort auf irgendeine Frage zu geben. Das einzige, was er preisgab, war sein Vorname, den er mit Kuoni angab. Da dies aber gleichzeitig der Name eines bekannten Reisebüros war, nahm ihm dies niemand ab. In Ermangelung einer Alternative wurde er deshalb Kuoni oder Kuno gerufen, was allerdings meist nichts nützte, da er sowieso keinen Aufforderungen oder Befehlen Folge leistete. Immerhin liess er sich meist widerstandslos abführen, wenn es entweder zum Verhör oder zur Körperpflege ging. Sein Körpergeruch hatte nach verschiedenen Waschungen etwas an Penetranz verloren. Ausser Brot und Wasser nahm er keine Nahrung zu sich, schien deswegen aber keinen Mangel zu leiden, denn er nahm an Gewicht überhaupt nicht ab.

Er besass ausser seinem Motorrad und dem, was er bei seiner Verhaftung auf dem Leib trug, nichts, hatte keine Ausweispapiere und wurde weder vermisst noch irgendwo gesucht. Sein Alter wurde auf vierzig bis fünfundvierzig Jahre geschätzt. Es war allen Beteiligten ein Rätsel, wie jemand mit einem so auffälligen Lebenswandel und Auftreten bisher ohne Aufsehen oder Anstoss zu erregen durchs Leben gekommen war. Die breitest abgestützte Theorie war die, dass er erst vor kurzem in die Schweiz gekommen sein musste, und zwar auf irgendeine illegale Weise auf dem Seeweg, denn auf dem Luftweg wäre dies unmöglich gewesen. Da er aber bereits im letzten Jahr dagewesen war, wo hatte er überwintert? Wo hatte er das Motorrad her, wo das gefälschte Nummernschild, das von einem echten nicht zu unterscheiden war? Hatte er Komplizen, die Beziehungen zu einer Schilderfabrik hatten, die über die nötigen Press- und Stanzwerkzeuge verfügte? Wo hatte er jeweils getankt? Er hatte kein Geld auf sich und hatte im „Alpenrösli“ auch nie bezahlt, weswegen er ja erstmals mit Inderbitzin in Konflikt geraten war. Alles Fragen, die von den Beteiligten vor und zurück diskutiert wurden, ohne dass man zu einem Ergebnis gekommen wäre.

Sein Motorrad war inzwischen auch von der Grimselpasshöhe nach Thun geschafft und dort einer genauen Prüfung unterzogen worden. Es befand sich in einem jämmerlichen technischen Zustand und war aus verschiedenen ähnlichen Modellen zusammengesetzt. Dies war bei den Harley-Davidson Motorrädern nicht unüblich, wurde allgemein mit „Customizing“ bezeichnet und bildete normalerweise keinen Grund für das vollkommene Fehlen jeglicher Verkehrstüchtigkeit. In diesem Fall war aber mit so wenig Sachverstand vorgegangen worden, dass sich einem Fachmann der Magen zusammenzog. Bremsen waren nur noch als optischer Zierat vorhanden, offenbar hatte es jemand spannend gefunden, Trommelbremsen anstelle der üblichen Scheiben zu verbauen. Diese waren in ihrem Innern angerostet, Bremsbeläge nur noch fragmentarisch vorhanden. Kuno oder Kuoni konnte von grossem Glück sagen, dass er mit dieser Kiste keinen schweren Unfall hatte. Lange hätte das Ding nach Ansicht von Experten nämlich nicht mehr zusammengehalten. Dass an Rahmen und Motor jegliche Identifikationsnummern fehlten, die Rückschlüsse auf die Herkunft des Motorrades zugelassen hätten, war ein kaum erwähnenswertes Detail und rundete das gesamte Erscheinungsbild bloss etwas ab.

Zur anarchischen Erscheinung dieses Motorrades passte auch das Verhalten seines Besitzers. Er verhöhnnte seine Wärter und Befrager laufend durch beleidigende Gesten und liess sie auch ohne viel Worte laufend wissen, dass er nichts, aber auch gar nichts von ihnen hielt. Keine auch noch so ernsthafte Drohung vermochte den geringsten sichtbaren Eindruck auf ihn zu machen. Mit den wenigen Sätzen, die er redete, deutete er an, niemand könne ihm befehlen, wo er zu bleiben habe, und wenn es ihm hier nicht mehr passe, dann gehe er ganz einfach weg, und wer sich ihm dann in den Weg stelle, sei selber schuld. Dem Untersuchungsrichter

platzte mehrfach der Kragen, er liess den Kuoni wochenlang in seiner Zelle schmoren, was diesem offenbar keinen Eindruck machte. Appelle an seine Vernunft, Anspielungen auf Familie oder Verwandtschaft und auch Drohungen verhallten ins Leere, er schien keine Schwachstellen zu haben. Und vor allem war es ein Rätsel, weshalb er denn ausgerechnet auf dem Grimselpass aufgetaucht und dort mit Inderbitzin immer wieder Streit gesucht habe, und sonst nirgends im Land. Man hatte selbstverständlich im ganzen Land herum alle Polizeicorps angefragt, ob ein solcher Motorradfahrer bekannt oder gar notorisch sei. Zum grössten Erstaunen alle Beteiligten kam von jedem einzelnen Kanton eine Negativmeldung. Kuoni war bisher nirgends in Erscheinung getreten.

Nach einigen Wochen Untersuchungshaft hatte dieser offenbar genug. Er drückte die verriegelte und mehrfach mit Bolzen gesicherte Stahltür von Innen auf, als wäre es eine unverschlossene Pendeltür und spazierte gemächlich heraus. Einen Wärter, der sich ihm mit einem Pfefferspray bewaffnet entgegenstellen wollte, drückte er mit einer Hand an die Wand und brach ihm das Brustbein und brachte ihm eine Platzwunde am Hinterkopf bei. Zwei weitere Sicherheitsleute griffen ihn mit einem Taser an, was ihn offensichtlich nicht einmal zu kitzeln schien. Er entriss dem einen sein Gerät und schlug in damit mit einem Hieb auf den Kopf bewusstlos. Der andere konnte knapp entkommen und Alarm schlagen. Kuoni spazierte gemächlich durch die Korridore des Regionalgefängnisses, gelangte mit traumwandlerischer Sicherheit in den Bereich, wo sein Motorrad eingelagert war, behändigte sich dieses und fuhr ohne weitere Behinderungen davon. Eine sofort eingeleitete Grossfahndung, zuerst auf dem Gebiet des Kantons Bern, danach im ganzen Land, blieb erfolglos. Auch ein nachfolgender Aufruf zu bester Sendezeit am Schweizer Fernsehen brachte nichts, der mysteriöse Motorradfahrer war samt seinem unmöglichen Kracher spurlos verschwunden.

Paranormales auf der Bechburg

Fährt man auf der Autobahn von Zürich nach Bern, so sieht man bald nach dem Passieren des Autobahnkreuzes Härkingen rechterhand, hoch am Hang über Oensingen die „Neu-Bechburg“. Ihr hoher, zinnengekrönter runder Wehrturm ist weitherum sichtbar. Vor über 750 Jahren von den Freiherren von Bechburg erbaut, hatte das Schloss eine wechselvolle Geschichte unter einer stattlichen Anzahl von Besitzern. Einem davon sagt man nach, dass er ein besonders schändlicher Raubritter gewesen sei, der sein Unwesen im 14. Jahrhundert getrieben und gleichsam Männern wie Frauen nachgestellt haben soll. Die Saat der Bauern kümmerte ihn nicht, wenn er mit einer Horde wilder Gesellen auf der Jagd war, und Steuern soll er nach Gutdünken eingetrieben haben. Zu sagen, er wäre bei seinen Untertanen verhasst gewesen, würde die Situation in einem viel zu guten Licht erscheinen lassen, und so waren selbige denn froh, als der Tyrann schliesslich von der Beulenpest befallen wurde. Von der Krankheit bereits geschwächt, wurde er zum Schutze seiner Umwelt bei lebendigem Leib in ein Verlies in einem kleinen Häuschen am Fuss des Wehrturmes seiner Burg eingemauert. Lediglich ein kleiner Schlitz zum Durchreichen von Nahrung wurde freigelassen. Als sich im Verlies kein Leben mehr zu regen schien, mauerte man auch diesen Schlitz zu. Irgendwann im Verlauf der Generationen verblasste die Erinnerung an diesen Ritter.

Die Neu-Bechburg diente im Verlauf der Zeit unterschiedlichen Zwecken. Im 15. Jahrhundert war sie Landvogteisitz, im 17. Jahrhundert für kurze Zeit Residenz des Bischofs von Basel, und nach dem Franzoseneinfall von 1798 diente sie nacheinander als Armenhaus, Privatwohnung, Wirtshaus, ja sogar als Steinbruch. Schliesslich gelangte sie im 19. Jahrhundert an Liebhaber, die sie wieder restaurierten, und endlich im 20. Jahrhundert an eine Stiftung, die sich um ihren Erhalt kümmert. Heute kann man das Schloss für private Feste wie Geburtstage, Hochzeiten oder auch Firmenanlässe mieten, und es werden auch historische Führungen angeboten. Auf diesen wird jeweils auch auf einen Schlossgeist hingewiesen.

Irgendwann im Verlauf der Zeit fing es nämlich damit an, dass auf der Burg Unerklärliches vor sich ging. Man hörte Schritte in Zimmern, wo sich niemand aufhielt, auf dem Wehrgang, den eine Zeitlang niemand betreten wollte, weil er ziemlich wacklig war, und einige Leute wollten sogar Ketten rasseln gehört haben, als ob sich jemand mit Hand- oder Fussfesseln dahergeschleppt hätte. Bald einmal waren sich die Leute sicher, dass hier der Geist Kuonis, des grausamen Ritters mit dem grausamen Ende, umging, und in alter Zeit fürchtete man sich vor ihm. Nach dem zweiten Weltkrieg, als die Strassenbeleuchtungen besser wurden und die Nächte nicht mehr so finster schienen, verblassten auch die Geistergeschichten nach und nach. Esoteriker und Parapsychologen glaubten zwar noch an das Vorhandensein unerklärlicher Phänomene, aber in breiten Bevölkerungsschichten wurde das Thema zunehmend verdrängt und die Geister gingen vergessen. Nicht so der Kuoni auf Neu-Bechburg. Dort ging nach wie vor ein Unsichtbarer um, verrückte Möbel, trieb sich in leeren Zimmern herum, trappete auf dem inzwischen reparierten und wieder stabilen Wehrgang herum und trieb allerlei Schabernack. Allerdings richtete er keinen Schaden an und erschreckte auch keine Besucher, weshalb er als „guter Geist“ bezeichnet wurde. Gesehen wurde er nie, aber es soll vorgekommen sein, dass einem Besucher unversehens der Hut wegflog, obwohl sich kein Lüftchen regte. Solche Hüte wurden dann jeweils erst nach Tagen an ganz anderen Orten im Schloss wieder gefunden, und zwar an Orten, wo keine Besucher hinkommen konnten. Das Personal des Schlosses hatte sich an den Spuk gewöhnt, und in neuester Zeit wurde das Gespenst auf der Neu-Bechburg sogar wieder als Attraktion ins Programm aufgenommen.

Es kam hin und wieder vor, dass sich Leute ernsthaft für dieses Phänomen interessierten. So hatte man in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts anlässlich einer Renovation versucht, das Häuschen am Fuss des Turmes näher zu untersuchen. Experten waren sich nämlich nicht einig, wozu es gedient haben könnte, hatte es doch weder einen Zugang noch Fenster oder andere Öffnungen darin. Die einen vermuteten ein Stützwerk für den Turm, da sich dessen Fundament immer wieder senkte und in seinem Mauerwerk bereits kurz nach der Fertigstellung Risse geflickt werden mussten, andere wiederum glaubten fest an ein zugemauertes Verlies und stützten sich dabei auf ein altes Inventar, das einen Posten enthielt, der mit „Item das hüslü wo der kuoni lit“ bezeichnet war. Als man versuchte, über das Dach ins Häuschen zu gelangen, ging ein heftiges Gewitter mit Hagel los, und ein Blitzeinschlag in den Turm verunmöglichte das Vorhaben, das schliesslich aufgegeben wurde. In jüngster Zeit hat man versucht, mit modernsten elektronischen Ausrüstungen nach Hohlräumen im Häuschen zu suchen. Für eine populärwissenschaftliche Sendung des Schweizer Fernsehens wurde versucht, das Häuschen mit einem Röntgengerät zu erforschen. Dieses gab aber alsbald den Geist auf, und auch ein eilig herbeigeschafftes Ersatzgerät hielt nicht lange durch. Es war, als ob der Geist Kuonis sich gegen diese Ruhestörungen zur Wehr gesetzt hätte. So sahen es zumindest die Esoteriker.

Die rasante Entwicklung auf dem Gebiet der Elektronik brachte es mit sich, dass sehr bald weiter entwickelte Geräte zur Verfügung standen. Diese waren insbesondere gegen Cyber-Einflüsse und elektromagnetische Störungen unempfindlicher, weshalb eine interdisziplinäre Gruppe von Physikern, Historikern, Parapsychologen und Baufachleuten erneut einen Versuch planten, hinter das Geheimnis des Häuschens von Kuoni zu kommen. Sie wollten in einer ersten Phase ergründen, ob sich darin ein Hohlraum befand, und in einer zweiten Phase dessen möglichen Inhalt untersuchen. Natürlich wurde das Phänomen des umgehenden „guten Geistes“ auf der Bechburg in die Überlegungen einbezogen. Zu dessen Ergründung wurden an verschiedenen Stellen der Burg hochempfind-

liche elektromagnetische Messinstrumente installiert, die auch mikroskopisch kleine Spannungsdifferenzen in der Luft nachweisen konnten. Um ganz sicherzugehen und Umwelteinflüsse auf ein Minimum zu reduzieren, waren Messungen zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten, in verschiedenen Jahreszeiten und bei unterschiedlichen Wetterlagen geplant. Während eines Jahres wurden so immer wieder Messungen vorgenommen, teils von langer Hand geplant, teils spontan aufgrund sich entwickelnder Wettersituationen. Die Messgeräte hielten nun zwar durch, aber zeigten höchst uneinheitliche Ergebnisse. Bei einigen Messungen schien sich im Häuschen tatsächlich ein Hohlraum zu befinden, in dem sich auf dem Boden liegend ein länglicher Gegenstand befand. Dabei hätte es sich ohne weiteres um eine mumifizierte Leiche oder um ein Skelett handeln können. Bei anderen Messungen hingegen schien es, als sei kein Hohlraum im Häuschen, was eher auf einen Stützbau hingewiesen hätte. Diese Abweichungen konnten zunächst nicht erklärt werden.

Die Messungen kamen nur schleppend voran. Immer wieder fielen Mitglieder des Forschungsteams durch Krankheit aus. Seltsamerweise handelte es sich durchwegs um jüngere Leute mit robuster Gesundheit, die alle von denselben Symptomen heimgesucht wurden: Plötzlich auftretende Schwächeanfälle, Fieberschübe und unerklärliche Panikattacken. Jeweils nach wenigen Tagen waren diese Symptome wieder abgeklungen. So entschloss man sich, zwei jüngere Ärzte ins Team aufzunehmen und die Erkrankungen systematisch zu untersuchen. Die beiden erstellten zunächst ein Zeitprotokoll und verglichen dieses mit den ausgeführten Arbeiten und den erzielten Resultaten, und dabei kam Erstaunliches zutage. Immer dann, wenn die Messungen einen Hohlraum mit möglicher „Leiche“ ergeben hatten, erkrankten Mitglieder des betroffenen Messteams. Bei Messergebnissen „Häuschen ohne Hohlraum“ war nie jemand krank geworden.

Da man vorerst keine Erklärung für diese Anomalien hatte, durch deren Regelmässigkeit aber auch nicht unbedingt von reinen Zufällen ausgehen konnte, wurde beschlossen, auf eine Publikation vorerst zu verzichten und die Sache unter dem Deckel zu halten. Man wollte einerseits keine Gaffer auf der Burg, und andererseits das Team nicht der Lächerlichkeit preisgeben, sollte das Ganze eine naheliegende Erklärung finden. Die Messungen wurden einstweilen unter Ausschluss der Öffentlichkeit weitergeführt. Als man schliesslich immer wieder abweichende Messresultate erhielt, einmal mit und einmal ohne Hohlraum, wurde beschlossen, dass nur ein Öffnen des Häuschens endgültige Klarheit bringen konnte. Aufgrund früher gemachter Erfahrungen wurden dafür aber umfangreiche Sicherheitsmassnahmen geplant, was einige Zeit in Anspruch nahm, das Häuschen blieb vorderhand zu.

Zurück auf dem Pass

Nach einem langen Spitalaufenthalt und nachfolgender Kur war Wale Inderbitzin wieder auf seinen Posten als Wirt auf der Grimselfpasshöhe zurückgekehrt. Das „Alpenrösli“ war nun wieder aufgebaut worden, und der Betrieb lief dank moderner Einrichtungen und praktischer Raumaufteilung einfacher und rationeller. Das gab ihm zwar einen kleinen Lichtblick im Alltag, aber änderte nichts daran, dass es um seine Gesundheit nicht zum Besten stand. Er schlief schlecht, träumte wirr und erlitt immer wieder, auch tagsüber, unerklärliche Panikattacken, die er mit starken Medikamenten bekämpfen musste. Seine Konzentrationsfähigkeit litt darunter, und er schleppte sich nur mühsam durch die Tage. Auch litt er sehr unter der Tatsache, dass er sich fast nur noch mit Hilfe eines Stockes fortbewegen und nicht mehr selber Autofahren konnte.

Mit zunehmend wärmeren Tagen kommen auch immer mehr Touristen, das Geschäft läuft nicht schlecht. Die obligaten Motorradfahrer lärmten drüben auf dem nun wieder zu ursprünglicher Grösse angewachsenen Parkplatz, die Gümmeler schlabberten draussen auf der Terrasse ihren Slobber und die Wohnmobilpiloten stellten vor ihren Gefährten Klappstühle auf den Parkplatz, kamen aber immerhin ab und zu ins Restaurant, um Nussgipfel oder sogar ab und zu einen Kaffee zu kaufen. Nur die älteren Ehepaare mit Nobelkarossen kamen zuverlässig um die Mittagszeit, verzehrten ein komplettes Menu mit Dessert und ab und zu sogar ein Zweierli Roten. Rein materiell konnte Inderbitzin also zufrieden sein. Er brütete gerade wieder einmal über seinen Abrechnungen, denn es ging auf das Monatsende zu, draussen jagten die dunkeln Wolken tief über den Pass hin und tauchten die Passhöhe oft in dichten Nebel. Während einer solchen Nebelphase sah Inderbitzin zum Fenster hinaus und gewahrte drüben auf dem Parkplatz schemenhaft ein Motorrad, das eben einparkte. Der Fahrer, eine grosse hagere Gestalt mit Westernstiefel, stieg ab und legte seinen schwarzlackierten Wehrmachtshelm auf den Sattel. Sein rotblonder, wilder und ungepflegter Haarschopf stand nach allen Seiten ab, sein Bart war verfilzt und mit grauen Strähnen durchzogen. Mit langen, bedächtigen Schritten kam er über die Strasse auf die Terrasse und schaute zum Fenster herein. Panik ergriff Inderbitzin, er wollte sich unter den Tisch verkriechen, war aber wie gelähmt und schaute nur die Fratze an, die nur einen Meter von ihm entfernt durch das Fenster linste. Einen Augenblick später betrat der Mysteriöse den Raum, und sofort machte sich der bekannte durchdringende Geruch nach verbrannten Zündhölzern breit. Er kam mit bedächtigen Schritten an Inderbitzins Tisch. Im Raum befand sich sonst niemand, der Fremde packte Inderbitzin mit beiden Händen am Kragen und beugte sich zum ihm hinunter. Ganz nahe kamen sich die beiden Gesichter, Inderbitzin war einer Ohnmacht nahe. Die beiden eisgrauen Augen starrten ihn an, und wieder hatte er das Gefühl, zwei gekühlte Messer drängen in seinen Kopf ein. Das waren keine Augen! Der Fremde öffnete den Mund und krächzte mit seiner seltsam heiseren Stimme leise, aber durchdringend: „Merke er nun auf, denn seine Stunde naht!“ Er sah Inderbitzin lange und eindringlich an, dann liess er dessen leblosen Körper achtlos auf den Boden fallen und begab sich gemessenen Schrittes nach draussen, wo er sein Motorrad bestieg und davonfuhr.

Niemand wusste, wie lange Inderbitzin ohnmächtig dort gelegen hatte. Irgendwann kam jemand in die Gaststube, eine Frau kreischte auf, und zwei der Angestellten kamen herzu, trugen ihn nach hinten und betteten ihn dort auf ein Feldbett. „Was teuflisch stinkt denn da vorne so, als ob jemand Kerzen angezündet hätte“ meinte eine Serviertochter, aber sie erhielt keine Antwort, in der Aufregung hatten ihre Kollegen andere Probleme. Sie riefen eine Ambulanz, diese kam nach rund einer Stunde, und Inderbitzin wurde erneut ins Spital in Meiringen eingeliefert.

Der alte Verwandte

Inderbitzin wurde wieder auf die Intensivstation verlegt. Sein Zustand war anfänglich kritisch, aber er überlebte. Er wurde einige Tage in einem künstlichen Koma gehalten, danach blieb er nochmals einige Tage auf der Überwachungsstation. Dort hatte er Fieberträume. Ein Mann in altmodischer Kleidung und mit umständlicher Ausdrucksweise redete eindringlich auf ihn ein: „Es mangletj, dass Du vollbringst mein angefangen Werk! Der Unhold muess ein rechte Strafe finden, auf dass er für immerdar verbannt bleibe. Allein mit Feuer kannst Du vollbringen, was mir nicht hat gelingen wollen. Siedend Oel, eine Fackel...“ Danach fing die Gestalt Feuer und verbrannte vor Inderbitzins Augen. Immer wieder träume er diesen Traum.

Nach einiger Zeit erholte sich Inderbitzin so weit, dass er erneut in die Spezialklinik für seelische Erkrankungen eingeliefert werden konnte. Dort kümmerte sich ein einfühlsames Therapieteam um ihn und man führte lange und ausgiebige Gespräche über ihn, über sein Leben und über seine Vergangenheit. Alles musste er aufschreiben, wieder und wieder erzählen, bis alle Widersprüchlichkeiten beseitigt waren. Was ihm anfänglich kindisch vorgekommen war, nämlich über sein bisher völlig ereignisloses Leben zu reden, fing ihm mit der Zeit an Spass zu machen, und er entdeckte unter der Anleitung seiner Therapeuten, sich mit seinem eigenen Leben auseinanderzusetzen. Nach wie vor träumte er von dem seltsam altmodisch gekleideten Mann. Im Zuge seiner Therapie hatte sich seine anfängliche Furcht vor diesem verloren, nun war er regelrecht neugierig auf seine Träume. Mit seinen Therapeuten zusammen versuchte er, die Botschaft dieses Mannes zu entschlüsseln, so es denn eine Botschaft war. Dass es etwas mit dem mysteriösen Motorradfahrer zu tun haben musste, war für Inderbitzin klar, und er fand grossen Trost in der Tatsache, dass sein Therapieteam das Thema ernst nahm und ihn nicht auslachte deswegen.

So wurde ihm geraten, es einmal mit Lehm zu versuchen. „Was, mit Lehm?“ fragte Inderbitzin entsetzt, denn er glaubte zuerst, er müsse den Lehm essen, was eine gewisse Heiterkeit auslöste. Nein, natürlich nicht, er müsste aus Lehm den Mann aus dem Traum nachbilden. Inderbitzin hatte seiner Lebtag noch nie etwas aus Lehm geformt. Die einzigen Skulpturen, die er ab und zu geknetet hatte, waren Schneebälle gewesen, die er dann jemandem an den Kopf zu werfen versuchte. Bisher hatte er alle Leute, die sich mit der Herstellung von Puppen beschäftigten, als Kindsköpfe belächelt und gemeint, er habe Gescheiteres zu tun im Leben. Nun aber machte er sich im Atelier der Klinik zum ersten Mal in seinem Leben mit etwas Kreativem zu schaffen, und das Resultat verblüffte alle, ihn selber am meisten. Nach einigen Versuchen gelang es ihm, eine Figur zu formen, die dem alten Mann aus dem Traum exakt glich. Die Proportionen, die Gesichtszüge und die Einzelheiten der Kleidung, alles war ungeheuer detailliert und fein gestaltet. Das Therapieteam war platt. Man konnte zweifelsfrei feststellen, dass die Kleidung dieser Figur aus dem Mittelalter stammte. Sogar die Machart der Schuhe liess sich einigermaßen bestimmen. Danach war der Mann nicht gerade arm, aber auch nicht ein Mitglied der Oberschicht gewesen. Vielleicht ein Bauer, der es durch Fleiss und Glück zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht hatte, nach den damaligen Massstäben. Sein Gesichtsausdruck verriet Besorgnis, und er schien angesichts der tiefen Furchen in seinem Antlitz schon einiges erlebt zu haben. An seiner rechten Wange war eine Narbe auszumachen.

Der Leiter des Teams, zu dem Inderbitzin inzwischen grosses Vertrauen gefasst hatte, fand es an der Zeit, ein wenig weiter zu gehen. Er vertrat die Ansicht, dass hier etwas oder jemand Inderbitzin eine Botschaft überbringen wolle. „Du meinst, eine Botschaft aus dem Jenseits?“ fragte der verblüfft. „Nun, etwas volkstümlich ausgedrückt könnte man es vielleicht so nennen. Aber es hat nichts mit dem Hokuspokus von Hobbiesoterikern zu tun, die dich vorher geschickt über Verwandte ausfragen und dir nachher in einer teuer bezahlten Séance weismachen, diese sprächen nun zu dir. Hier haben wir es klar mit einem paranormalen Phänomen zu tun, über das die Wissenschaft gerne schweigt, weil wir darüber eigentlich nichts wissen. Auf der Basis bisher vorhandener wissenschaftlicher Grundlagen ist es nämlich nicht möglich, über Zeit und Raum hinweg zu kommunizieren. Die Wissenschaft geht davon aus, dass mit dem Tod die Existenz eines Menschen endet. Aber bereits die ganz Frommen reden ja von einer Seele, die ins Paradies, oder dann halt auch anderswo, hinginge. So ganz aus der Luft gegriffen scheint mir das nicht, auch wenn ich persönlich als überzeugter Atheist die Existenz einer Seele nicht im religiösen Sinne begreife. Ich bin aber vollkommen davon überzeugt, dass unser Geist mit dem Tod nicht stirbt, sondern eingeht in eine andere Dimension. Wo das ist und wie das genau funktioniert, weiss auch ich nicht. Es gibt aber eine grosse Anzahl von Berichten über nie geklärte „übersinnliche“ Kontakte, die zwar von der Wissenschaft ignoriert werden, aber dennoch Ereignisse beschreiben, die sich so oder ähnlich zugetragen haben. Nicht zuletzt basieren wohl auch ein paar von der katholischen Kirche anerkannte Wunder, Marienerscheinungen oder ähnlich auf derartigen Vorkommnissen. Meine Theorie in deinem Fall ist nun, dass dir hier jemand etwas mitteilen will. Wir werden also ein wenig in deiner Familiengeschichte forschen, ob wir da fündig werden.“

Inderbitzin war die Sache zunächst nicht ganz geheuer. Er war nie derjenige gewesen, der die Fackel ergriff und vorneweg rannte. Bedächtig wie es seine Art war, wartete er vorerst einmal ab um herauszufinden, wo der bequemste Weg zum Ziel lag. „Nid über-

utterer“ was jeweils seine Devise. So hatte er es im Militär zum Küchengehilfen gebracht, einer zwar ehrenwerten und nützlichen Funktion, aber die Geschichte lehrt, dass in Heldensagen selten von Küchengehilfen die Rede ist, und das geht zurück bis zu den Minnesängern des Altertums, deren keiner je einen Küchengehilfen besungen hätte. Andererseits genossen Küchenmannschaften in der Schweizer Armee, wo die Devise „Ohne Mampf kein Kampf“ lautet, allgemein hohes Ansehen, obwohl sie sich äusserst erfolgreich gegen Märsche, Kampfbahnen, Sportübungen und weitere anstrengende Betätigungen, ganz zu schweigen vom eigentlichen Kampf, zur Wehr setzten. Nach Feierabend, im Ausgang, taten sie dann umso eifriger mit. So sah sich Inderbitzin durchaus als Verteidiger des Vaterlandes und schämte sich seiner militärischen Funktion gar nicht. Dass er keine Familie hatte, hing ebenfalls mit seiner bedächtigen Art zusammen. Nicht dass er sich nichts aus Frauen gemacht hätte, oder dass er nicht hätte charmant sein können. Er fand es nur etwas anstrengend, die Verantwortung für eine Familie zu übernehmen, angesichts der darin lauenden Gefahren und Anstrengungen. Das fing schon damit an, dass man mit einer Frau im Haushalt nicht mehr tun und lassen konnte, was einem passte, ging über Babygeschrei, schulische Probleme und immer wieder Entscheidungen, die zu treffen waren, weiter und endete bei den ungeheuren finanziellen Verpflichtungen noch lange nicht. Nein, Familie, das war nichts für Wale Inderbitzin. Er nahm das Leben lieber, wie es gerade kam und fällte Entscheidungen am liebsten erst dann, wenn andere das Denken für ihn erledigt hatten oder wenn sich die Lösung eines Problems von selbst ergab.

Und nun sollte er also in die Vergangenheit seiner Familie eintauchen! Er hatte seinen Vater kaum gekannt, denn seine Eltern waren geschieden, der Vater hatte sich mit einer anderen abgesetzt und tauchte erst wieder in seinem Leben auf, als Inderbitzin etwa achtzehn Jahre alt war. Immerhin fühlte sein Vater da so etwas wie Verantwortung und liess seinen Sohn Autofahren lernen. In der Folge hatten sie dann ein eher loses, aber auch eher kumpelhaftes Verhältnis, das man getrost als gut bezeichnen konnte. Nun, da der Vater im Altersheim war, ging ihn Inderbitzin so alle zwei Monate einmal besuchen, sie gingen dann in der Regel zusammen Essen und tranken eine Flasche Roten dazu. In dem Punkt hatte sich also niemand etwas vorzuwerfen.

Sein Grossvater war Melker in Böhmen gewesen. Viele Schweizer gingen zwischen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und bis vor dem Zweiten Weltkrieg entweder in die USA, nach Kanada oder dann nach Böhmen, wo es grosse Bauerngüter gab. Dort war der Begriff „Melker“ ein eigentliches Synonym für „Schweizer“, und tüchtige Melker brachten es zu etwas. Leider liess sich der alte Inderbitzin von der Politik vereinnahmen und schloss sich der roten Armee an, als diese Richtung Westen vorrückte. In irgendeinem Scharmützel kam er um, niemand hat je wieder etwas von ihm gehört. Die Rote Armee verteilte zwar grosszügig Orden, das wars dann aber auch schon, und davon konnte die Witwe Inderbitzin mit fünf Kindern nicht leben. Sie flüchtete daher nach dem Krieg in die Schweiz und wurde dort von Verwandten aufgenommen. Bald heiratete sie einen Bauern und hatte mit ihm noch einmal zwei Kinder, und so kam es, dass Inderbitzin allein väterlicherseits insgesamt sieben Tanten und Onkeln hatte, zu denen er aber kaum Kontakt hatte. Seine Mutter war ein Findelkind gewesen. Sie war beim Dorfbrunnen in einer Emmentaler Gemeinde ausgesetzt worden und wurde von einer frommen Täuferfamilie aufgenommen. Dort wuchs sie behütet auf, zu behütet, wie sich später herausstellte, denn sie riss mit neunzehn aus und liess sich vorerst bei ihrer Familie nicht mehr blicken. Nachdem sie mitsamt dem kleinen Wale allein gelassen wurde, kehrte sie reumütig in den Schoss der Glaubensgemeinschaft zurück und wurde Hebamme. Geheiratet hatte sie nie wieder, sie war viel zu früh an einer nie richtig diagnostizierten Krankheit gestorben. Der kleine Walterli war ihr ein und alles, und sie verwöhnte ihn wohl mehr als gut war. Er begann dann eine Lehre als Koch, brach diese aber ab und heuerte in Basel auf einem Rheinfrachter an. Von da an wurde er jahrelang nicht mehr gesehen, liess nichts mehr von sich hören und bekam so nichts vom Tod seiner Mutter mit. Deren Tod war wohl nicht zuletzt auch eine Folge dieser Trennung.

Weiter zurück liess sich seine Familiengeschichte nicht mehr aus dem Gedächtnis erforschen, und so machten sich sein Therapeut und er daran, die Sache zu planen. Als erstes musste Inderbitzin in jenen Gemeinden vorsprechen, in denen seine bekannten Vorfahren gelebt hatten oder ein Bürgerrecht besaßen. Danach sollte er im Staatsarchiv des Kantons Bern nachforschen, und von da an wollte man weitersehen. In der Folge ging Inderbitzin, wenn es seine Kräfte zuliessen, auf diverse Amtsstuben, tauchte mit Hilfe von Pfarrern und Historikern in manches Archiv ab, verbrachte viel Zeit mit Recherchen im Internet und bekam zusehends mehr Lust auf diese Forschungsarbeit. Langsam aber sicher entstand aus dem Nichts ein Puzzle, zu dem stets neue Elemente hinzugefügt wurden. Manche passten auf Anhieb, einige nicht, aber schliesslich wurde ein Bild sichtbar.

Inderbitzin hatte sich und seine Familie nie für etwas Besonderes gehalten und daher nicht daran geglaubt, dass sich viele Akten über diese finden liessen. Wenn man aber hartnäckig bleibt, sorgfältig forscht und überdies die richtigen Ansprechpartner findet, führt das oft zu unerwarteten Resultaten. Nach einigen Monaten hatte Inderbitzin Hinweise darauf gefunden, dass einer seiner Vorfahren mit Namen Anshelm aus dem Haslital gestammt hatte und in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in fremde Kriegsdienste gezogen war. Viel war von ihm nicht bekannt, nur dass er 1374 im Dienste eines Henmanns von Bechburg gestanden hatte und diesem bei der Belagerung seiner Burg Neu-Falkenstein half. Der Bechburger hatte davor einen Zug Basler Kaufleute bei St. Wolfgang, gleich unterhalb seiner Burg, überfallen und dabei eine beachtliche Menge Safran erbeutet, was damals kostbarer als Gold war. Neu-Falkenstein wurde schliesslich durch Gefolgsleute des Bischofs von Basel eingenommen und die unterlegenen Landsknechte im Burghof hingerichtet. In diesem Zusammenhang erfuhr Inderbitzin auch viel über den niederen Adel in jener Gegend, den Falkensteinern, Bechburgern, Froburgern, Hombergern, Kiburgern, Thiersteinern und wie sie alle hiessen. Die meisten von Ihnen waren auf irgendeine Weise miteinander verwandt, und es gab unablässig Händel über die verschiedensten Dinge wie Erbschaften, Racheakte für Raubzüge oder Beteiligungen an solchen, Differenzen beim Steuerneintreiben, Allianzen gegen oder für andere Adlige, Intrigen gegen den Hochadel und mit was sich Edelleute jener Epoche die Zeit sonst noch zu vertreiben pflegten.

Was Inderbitzin war zwar fasziniert vom Mittelalter und was er da alles herausgefunden hatte. Was er nicht herausfand, war die Ursache seiner Beschwerden. Was hatte das alles mit einem Motorradfahrer der Neuzeit zu tun? Es gab absolut keine Verbindung

zwischen seinem Vorfahr, wie sie ihn nun nannten, und den Vorgängen hier in der Gegenwart. Dass sein Vorfahr hingerichtet worden war, weil er sich als Landsknecht beim falschen Herrn verdungen hatte, war zwar eher ungewöhnlich, da aber der Bischof von Basel hinter der Sache stand, wunderte sich Inderbitzin nicht über diese Grausamkeit. Er traute Kirchenmännern wirklich jede Schandtät zu, früher wie heute. Überhaupt schien das Mittelalter im Allgemeinen und die Gegend am Südfuss der Jura, das Solothurner Gäu, ein guter Nährboden für abartige Ideen zur Bestrafung von Missetätern zu sein, oder von Leuten, die man dafür hielt. So stolperte Inderbitzin im Verlauf seiner Recherchen auch über die Schilderung eines Prozesses, in dessen Verlauf ein Mann durch Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt worden war, weil er angeblich einen Ritter, der um diese Zeit auf der Bechburg herrschte, mit einer Fackel angegriffen habe. Der Mann gab an, sich gegen Zudringlichkeiten des Ritters zur Wehr gesetzt zu haben, sein Geständnis wurde schliesslich durch Folter erzwungen und das Urteil vollstreckt.

Nun waren zwar Hinrichtungen durch Feuer im Mittelalter üblich, meist aber betraf es Frauen, die der Hexerei bezichtigt wurden. Seltener landeten Männer auf dem Scheiterhaufen. So besehen war dieser Fall hier eher ungewöhnlich. Der Name des Ritters von der Bechburg wurde mit „Kueni“ angegeben, und ihn selber soll wenig später ein noch grausameres Schicksal ereilt haben, indem er an der Beulenpest erkrankte und bei lebendigem Leib eingemauert worden sein soll. Dies las Inderbitzin mit wachsendem Grauen, aber die Geschichte nahm ihn irgendwie gefangen. Er erfuhr mehr über diesen Kueni, andernorts auch mit „Kuoni“ bezeichnet, der ein rechtes Scheusal gewesen sein musste. Anstatt seiner Aufgabe als Ritter nachzukommen und für die Sicherheit seiner Untertanen zu sorgen, führte er ein Abenteuererleben, nahm sich alles, zu was er gerade Lust hatte, und das waren beileibe nicht nur die Schinken in den Rauchfängen seiner Bauern, sondern auch deren Mägde, Töchter und Frauen. Und wenn ihm der Sinn danach stand, ergriff er sich auch mal einen kräftigen Bauernburschen, der Kueni war in solchen Fragen nicht wählerisch. Ja es soll sogar Beobachtungen gegeben haben, die den Ritter bei der Unzucht mit Vieh zum Gegenstand hatten. Daneben frönte er leidenschaftlich der Jagd. Dabei kam es ihm auf die Jahreszeit nicht an, und er und seine Jagdgesellschaft pflegten keine Rücksicht auf stehendes Korn, frisch bestellte Äcker oder Garten zu nehmen. Die zügellose Hatz konnte querfeldein gehen und eine Spur der Verwüstung hinterlassen. Wollten die Bauern dann die deswegen erlittenen Ernteauffälle beim Zehnten in Abzug bringen, hagelte es Stockhiebe im Schlosshof der Bechburg.

Unweit der Neu-Bechburg lagen auch Alt- und Neu-Falkenstein sowie Alt-Bechburg. Eigentlich waren diese Burgen ja dazu da, die Übergänge über den Schelten, den Passwang und den oberen Hauenstein zu sichern, die schon zu Römerzeiten bedeutende Handelswege gewesen waren. Aber auf allen diesen Burgen hausten Ritter, die zwar nicht ganz so zügellos, liederlich und brutal waren wie der Kuoni, gerne aber ab und zu auch einen Kaufmannszug überfielen, wenn ihnen gerade danach war. Insbesondere in Jahren mit schlechter Ernte kam das hin und wieder vor, und nicht immer konnte die Urhebererschaft solcher Überfälle zweifelsfrei bewiesen werden. Kuoni half wechselweise seinen Vettern auf den übrigen Burgen, oder er bekämpfte diese, auch darin war er kaum berechenbar. Er schaute letztlich immer nur auf seinen eigenen Vorteil, was ihm am Ende seines Lebens aber gar nichts nützte, denn der Sage nach starb er elendiglich eingemauert in seinem Verlies. Inderbitzin fand zwar nirgends schriftliche Hinweise auf diesen Ritter Kuoni, auch der Name sagte ihm nichts. Alles was er fand waren Nacherzählungen von Legenden und Sagen, denn solche fanden im Jura stets reiche Nahrung, sei es, weil die Leute dort besonders abergläubisch waren, weil es dort grosse und finstere Wälder gab, in denen sich allerlei räuberisches Volk tummelte, oder weil die Gegend ganz einfach dazu gemacht schien. Unzählige Hinweise fand er auch auf Kraftorte, meist von frustrierten Frauen in die Welt gesetzt, und er dachte dabei ganz einfach „Schmarren“. Was soll ein einzelner Stein, oder eine Quelle, ein Brunnen oder eine Wegkreuzung an einer einsamen Stelle bei einem Felsen denn schon kraftspenden sein. Nein, er, Inderbitzin, hielt nichts von solchen Kindereien.

Umso verwunderter war er, als er schliesslich moderne Aufzeichnungen über Erscheinungen auf der heutigen Bechburg las. Diese waren jeweils durch Fakten belegt und kaum wegzudiskutieren. Schloss Neu-Bechburg war im Verlauf der Jahrhunderte durch viele Hände gegangen und hatte zuletzt auch als Steinbruch gedient. Alles was irgendwie wertvoll schien und versilbert werden konnte, war herausgerissen und verkauft, mehrere grössere Gebäude abgebrochen worden, und manches alte Haus in Oensingen und Umgebung besteht deshalb mindestens zum Teil aus Material, das man dem Schloss entrissen hatte. Irgendwann im 19. Jahrhundert wurde die Burg von Liebhabern erworben und gründlich renoviert, und gelangte schliesslich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Besitz einer Stiftung, die die Renovationsarbeiten fortsetzte und intensiverte. Die Burg war für Besucher offen und immer wieder tauchten Schilderungen unerklärlicher Dinge auf, harmlose Streiche, die aber kaum einem Menschen angelastet werden konnten. Von einem mysteriösen Motorradfahrer war aber nie die Rede, und das hätte Inderbitzin zum jetzigen Zeitpunkt der Geschichte auch gar nicht in Erwägung gezogen. Er legte das Thema Moderne auf Neu-Bechburg bald einmal ad acta und dachte noch einmal „Schmarren!“

Rückfall und Therapie

Eines Nachts hatte Inderbitzin nach einer längeren Ruhephase wieder einmal einen heftigen Anfall mit Albträumen. Er musste medikamentös beruhigt werden und fieberte tagelang in einem Dämmerzustand dahin. Sein Blutdruck ging rauf und runter, einmal hämmerte sein Herz, dass er glaubte, es zerspringe, kurz darauf hatte er kaum mehr Puls, und man machte sich in der Klinik bereits Sorgen. Irgendwann verfiel er in einen tiefen Schlaf, der fast zwei Tage lang anhielt. Nach dem Erwachen berichtete er seinem Therapeuten in aufgewühlter Stimmung, was er in diesen zwei Tagen erlebt habe. Er war fest davon überzeugt, sein Traum habe so lange gedauert. Der Therapeut liess ihn in diesem Glauben und hörte ihm geduldig zu.

Im Traum waren ihm sowohl der mysteriöse Motorradfahrer als auch sein Vorfahr begegnet. Beide schienen sich ausgesprochen nicht zu mögen, und er stand mittendrin und hatte das Gefühl, für die ganze Verstimmung zwischen den beiden verantwortlich zu sein. Beide schrien auf ihn ein, er verstand aber nicht, worum es ging. Dann wiederum gingen sie aufeinander los, rangen miteinander, wälzten sich auf dem Boden, droschen aufeinander ein, und immer wieder hatte der alte Inderbitzin urplötzlich eine brennende Fackel in der Hand, mit der er auf den Motorradfahrer einzuhaue versuchte. Dieser wich zwar geschickt aus, schrie dabei aber solch lästerliche Flüche, dass selbst Inderbitzin, der zur See gefahren und daher abgebrüht war, es mit der Angst zu tun bekam. Mit jedem Hieb schien die Fackel noch grösser zu werden und noch heisser zu brennen, die rotblonden Haare und der wilde Bart des Mysteriösen hätten eigentlich angesengt werden sollen, aber er schien immun gegen das Feuer. Irgendwann schwang er sich auf sein Motorrad und fuhr davon, nur um einige Augenblicke später wieder aufzutauchen, und der Kampf ging von neuem los. „Und jetzt weiss ich, was ich mache“ sagte Inderbitzin am Ende seiner Schilderungen, „jetzt fahre ich ab mit den traurigen Figuren, die machen mir nur das Leben schwer!“ Der Therapeut redete beruhigend auf ihn ein und versuchte, ihn von dieser Idee abzubringen. Es wäre doch jammerschade um diese beiden schönen Figuren, und er, Inderbitzin, glaube doch nicht an solchen Schmarren und Hokusfokus, dass einen zwei gebrannte und bemalte Lehmfiguren im Ernst beeinflussen könnten. „Eben, gebrannt, Du sagst es selber“ meinte Inderbitzin erregt, „da liegt wohl der Hase im Pfeffer. Aber nun mache ich keine halben Sachen. Ich mag im Traum ein Hösel gewesen sein, aber im richtigen Leben lasse ich nichts anbrennen. Oder doch...?!“ Mit diesen Worten stand er auf, packte die Figur seines Ahnen in einen Rucksack und stapfte davon.

Sein Weg führte ihn zunächst in die nächste Landi, wo er Anzündflüssigkeit für Grillkohle erstand. Das fand er am Unauffälligsten für sein Vorhaben. Am liebsten wäre ihm Napalm gewesen, solches war natürlich nirgends erhältlich. So musste er etwas improvisieren, das in der Wirkung nahe an Napalm kam, und er kaufte noch Puderzucker und Mischöl für Zweitaktmotoren. Dann nahm er den Bus, der in Richtung der Aareschlucht fuhr, eines beliebten Ausflugsziels in der Gegend, und wanderte dann unauffällig der Schlucht zu. Auf dem Weg fand er eine Bank, setzte sich hin und mischte seine Ingredienzien zu einer, wie er meinte, toll und nachhaltig brennbaren Flüssigkeit. In der Schlucht waren um diese Jahreszeit nicht viele Touristen anzutreffen, und je weiter er ging, desto einsamer wurde er. Das war ihm noch so recht. Als er schliesslich ganz allein war, stellte er die Figur seines Ahns in eine Felsnische und übergoss sie mit seinem Gemisch. Sicherheitshalber legte er eine kleine Spur, man wusste ja nie, ob die Sache nicht explodierte. Schliesslich schüttete er den Rest über der Figur aus, bis diese in einer nach Petrol riechenden Pfütze stand und trat zurück. Noch einmal sah er sich um, ob niemand käme, und dann zündete er die Flüssigkeitsspur an. Anfänglich war er enttäuscht, das Feuer züngelte nur ein wenig in Richtung der Pfütze mit der Figur drin. Bereits hatten die Flammen den Rand des kleinen Tümpelchens erreicht, schwappten darüber und entzündeten dieses. Es sah aus wie das religiöse Ritual irgend einer spiritistischen Sekte, und die Flammen züngelten zögerlich an der Figur hoch. Diese wurde gespenstisch erleuchtet und schien in dem bewegten Licht lebendig zu werden. Auf einmal begann sie zu wachsen und sich zu bewegen. Sie drehte den Kopf und schaute Inderbitzin an, hob einen Arm und zeigte anklagend auf ihn. Der Mund öffnete sich und wollte wohl gerade etwas sagen, als ein fürchterliches Grollen und Donnern anhob, das von den Felswänden in der Schlucht widerhallte. Die Flammen schossen hoch, wurden gleissend hell und erreichten bald den oberen Rand der Schlucht, schossen über diese hinaus, sodass es aussah, als bräche dort ein Vulkan aus. Inderbitzin schrie aus Leibeskräften, aber er hörte in dem Donnern und Fauchen seine eigene Stimme nicht, spürte nur seine Stimmbänder Schmerzen. Die Figur war verschwunden, nur noch die riesige Flamme stand dort.

Auf einmal spürte Inderbitzin eine Hand auf seiner Schulter „Exgüse, dürfen wir hier schnell durch?“ fragte eine freundliche Frauenstimme. Verdattert machte Inderbitzin Platz und murmelte eine Entschuldigung. „Macht gar nichts“ lachte die junge Frau, und eine Gruppe junger Leute trampelte freundlich grüssend an Inderbitzin vorbei. Einer aus der Gruppe meinte: „Jaja, so toll, nicht wahr. Wir sind vorhin auch stehengeblieben und haben diesen beiden F/A-18 nachgesehen. „The noise of freedom“ sei das, hat mir ein Kommandant der Luftwaffe einst gesagt, und Recht hat er! Mit Nachbrennern ist es ja schon sehr imposant, aber ich frage mich, ob der Lärm hier nicht einen Steinschlag auslösen kann. Lästig für alte Leute ist es allemal. Und ich frage mich auch, wie lange der Flugplatz Meiringen hier noch betrieben werden kann. Das wird noch ein Theater geben, wenn die Luftwaffe

ein neues Stationierungskonzept beschliesst. Henu, ist nicht mein Problem, ich war Zivi und habe mit der Armee nichts am Hut. Also dann, einen schönen Tag noch und nichts für Ungut, wenn wir Euch erschreckt haben!“ Damit machte sich die Gruppe von dannen.

Inderbitzin stand da wie betäubt. Die jungen Leute hatten vom Lärm gesprochen, den zwei Kampfflugzeuge verursacht hatten, die im Tiefflug über die Schlucht gedonnert waren. Von seinem Feuer hatten sie offenbar weder etwas gesehen noch etwas gehört. Was hatte er denn gesehen und gehört? Wo war seine Figur geblieben, was war mit der Riesenflamme geschehen? – In der Felsnische, wo er die Figur hingestellt hatte, war es ein bisschen schwärzlich, aber es war nicht auszumachen, ob das von einem Feuer herrührte. Die Figur war spurlos verschwunden, es roch nicht mehr nach Petrol. Verbrannt konnte sie nicht sein, denn Lehm brennt bekanntlich nicht. Sie hätte allenfalls in der Hitze bersten können, aber dann hätte man die Reste in der Felsnische finden müssen. Er fasste vorsichtig in die Felsnische, die aber war kalt. Er verstand gar nichts mehr und beschloss, den Rückweg anzutreten.

Viel später als geplant kam er in die Klinik zurück, gerade noch rechtzeitig zum Nachtessen. Sein Therapeut hatte natürlich längst Feierabend, also musste er sich bis Morgen gedulden, bis er diesem sein schreckliches Erlebnis erzählen konnte. Er ass appetitlos eine Kleinigkeit, sah noch die Nachrichten im TV und ging dann früh, aber völlig erschöpft ins Bett.

Am anderen Tag fehlte Inderbitzin beim Morgenessen, und man ging in sein Zimmer, um nachzusehen, fand ihn da im Bett liegen und schlafen. Also liess man ihn da in der Annahme, er werde dann irgendwann im Lauf des Morgens auftauchen. Das geschah aber nicht, also sah man vor dem Mittagessen wieder nach und fand ihn immer noch schlafend. Ein Arzt wurde geholt, der versuchte erfolglos, Inderbitzin aufzuwecken. Er untersuchte ihn so gründlich wie es eben ging, fand heraus, dass weder Alkohol noch Drogen oder Medikamente im Spiel waren und empfahl regelmässige Kontrollen bis auf weiteres, sonst nichts. Er bestellte Inderbitzins Therapeuten zu sich und befragte ihn zu den laufenden Aktivitäten seines Patienten, aber dem Therapeuten fiel nichts Ungewöhnliches ein. „Er hat neulich wieder schwer geträumt, immer wieder dasselbe Thema, sein Ururahn und ein mysteriöser Motorradfahrer, mit dem er offenbar ab und zu beruflich in Konflikt geraten war. Sonst nichts, absolut keine dunklen Stellen in seiner Vergangenheit, keine mir bekannten unbewältigten Probleme oder so. Nur eines ist mir ein Rätsel, und ich hoffe, ich kann ihn dazu bald befragen. Er war gestern auf einem Spaziergang in der Aareschlucht. Von dort ist er offenbar verspätet und etwas verstört nach Hause gekommen. Mehrere Leute hatten sich am Nachmittag über den höchst lärmigen Überflug von zwei Kampfflugzeugen beschwert, vielleicht hat Inderbitzin, wenn auch unbemerkt von ihm selber, einen Schock erlitten, denn in der Aareschlucht muss es besonders laut gedöhnt haben. Ja und dann ist da noch so eine unerklärliche Sache: Inderbitzin hat kürzlich im Zuge der Selbstfindungstherapie zwei Lehmfiguren angefertigt, und ich muss sagen, der Bursche hat Talent. Alle Achtung, wenn man ihn in die Holzschnitzerschule in Brienz schicken würde, aus dem würde vielleicht noch ein tüchtiger Skulpteur, also ich hätte da...“ – „Nanana, weiter, was waren das für Lehmfiguren und was hat er mit ihnen gemacht?“ unterbrach ihn der Arzt barsch, denn er hatte wenig Zeit. „Ja also“ fing der Therapeut wieder an, „er hat eine Figur des mysteriösen Motorradfahrers und eine seines Ururahns aus dem Mittelalter gemacht. Ohne diese beiden Herren zu kennen muss ich sagen, sie sehen verdammt echt aus, man kann ohne weiteres sehen, dass des einen Kleider aus dem Mittelalter stammen, der andere sieht aus wie ein Rocker aus den Südstaaten der USA, ungepflegt und mit Lederkleidung.“ – „Lederkleidung, aus Lehm?“ fragte der Arzt etwas wegwerfend, „das würde ich gerne mal sehen!“ - „Geht leider nicht mehr“ meinte der Therapeut bedauernd, „die Figur ist vollkommen verbrannt.“ – „Aber ich dachte, er hätte die andere Figur in der Schlucht verfeuert, was ist denn nun richtig?“ fragte der Arzt erstaunt. Der Therapeut schaute etwas betreten drein und erklärte: „Davon bin ich auch ausgegangen, gegenüber mir hat er diese Absicht geäussert, und ich habe deutlich gesehen, dass er die Figur seines Ururahns eingepackt hat, die mit der mittelalterlichen Kleidung. Da bin ich ganz sicher. Heute Morgen aber, als ich in unser Atelier kam, lag da die Figur des Motorradfahrers vollkommen zu einem schwarzen Klumpen verbrannt. Dabei hat sie aus gebranntem Lehm bestanden und hätte eigentlich nicht nochmals verbrennen können. Das Ganze ist mir wirklich ein Rätsel, und ich wünschte, bald mit Inderbitzin reden zu können.“ Der Arzt sann einen Augenblick lang und meinte dann, für derlei Hokusfokus habe er keine Zeit, und für's Darübernachdenken werde er von der Klinik auch nicht bezahlt, er kümmere sich um die greifbaren Fakten des Lebens und werde dann mitteilen, wann Inderbitzin wieder „vernehmungsfähig“ sei. Damit war die Unterhaltung beendet.

Nach einer weiteren Nacht im Tiefschlaf erwachte Inderbitzin am nächsten Morgen mühsam. Alles tat ihm weh, es war ihm, als hätte er drei Nächte lang durchgezecht. Er stand mit dröhnendem Kopf auf, wusch und rasierte sich und ging dann zum Morgenessen. Dort wurde er mit Gehjohle und Applaus begrüsst und begriff zunächst nicht, warum. Ein Pfleger kam sofort zu ihm, fragte ihn nach seinem Befinden und man erzählte ihm, dass er zwei Nächte und einen Tag durchgeschlafen habe. „Wie heisst die und wo wohnt sie, dorthin gehe ich auch“ meinte einer der übrigen Patienten anzüglich. Inderbitzin brummte etwas Unverständliches und ass danach schweigend, aber mit grossem Appetit sein Frühstück. Danach wurde er zur Arztvisite befohlen, der Arzt untersuchte ihn, vermied aber kritische Fragen, wie auch Inderbitzin kritische Bemerkungen unterdrückte. Eigentlich unterdrückte er jegliche Äusserungen, die über die gebotene Höflichkeit hinausgingen und liess die Untersuchung schweigend über sich ergehen. Danach ging er sofort ins Atelier und suchte seinen Therapeuten. Als erstes fiel ihm ein verkohlter Klumpen im Atelier auf. Gerade als er ihn untersuchen wollte, trat der Therapeut ein. „Aha, der Langschläfer ist erwacht. Grüss dich, wie geht es dir?“ fragte er in betont unbekümmerter Manier. Inderbitzin brummte etwas Unverständliches, deutete mit dem Kopf auf den schwarzen Klumpen und schaute den Therapeuten nur fragend an. Dieser hob die Schultern und sagte: „Das musst du mir erklären. Was hast du in der Schlucht angestellt? Hast du die beiden Kampffjets auch gesehen?“ Inderbitzin setzte sich und erzählte sehr detailliert, was er gesehen und gehört hatte. Danach waren die beiden eine Weile ganz still und betrachteten den schwarzen Klumpen. „Und du bist dir ganz sicher, dass du die Figur aus dem Mittelalter mitgenommen hast, nicht den Motorradfahrer, ja?“ fragte der Therapeut

schliesslich. „Das können wir leicht feststellen“ meinte Inderbitzin. „Ich habe nämlich beim Motorradfahrer etwas geschummelt und eines seiner Beine mit einem Nagel verstärkt, sonst wäre er nicht sauber gestanden. Der Nagel müsste demnach noch in dem Haufen hier zu finden sein. Ausser der Teufel hats gesehen, was mich nach allem hier auch nicht wundern täte“ fügte er brummend hinzu. Sie machten sich also an dem Klumpen zu schaffen, zerschlugen ihn mit einem Hammer und fanden – den Nagel.

Ein heftiges Gewitter und ein Schlusspunkt

Der Schlosswart auf Neu-Bechburg sah an den Himmel hinauf. Wieder einmal braute sich über dem Jura ein Gewitter zusammen. Schaute man zur Klus hinüber schien es, als sei es im Tal hinten bereits finstere Nacht, währenddem die Felder und Dörfer im Gäu noch im gleissenden Sonnenlicht lagen. Die Burg lag im Zwielight, und die ersten Windböen waren als Vorboten eines Gewittersturms wahrnehmbar. Eine Gruppe von Besuchern wartete im Schlosshof auf eine Führung durch die Burg, und der Schlosswart gab sich einen Ruck. „He nu“ dachte er, „dann werden wir halt den Räumlichkeiten mehr Aufmerksamkeit widmen.“ Solche Führungen waren für ihn Routine, seit über zwanzig Jahren waren sie fast sein täglich Brot, denn das Interesse an dieser stolzen, wenn auch unterhaltsintensiven Burganlage war in letzter Zeit gewachsen. Er genoss jeweils die entsetzten Gesichtsausdrücke seiner Besucher, wenn er davon erzählte, was im Lauf der Jahrhunderte alles abgebrochen wurde, als die Burg als Steinbruch diente. Auch vom Schlossgespenst erzählte er jeweils, was allerdings den Besuchern höchstens amüsierte Reaktionen entlockte. Wer glaubte noch an solchen Humbug! Doch, er, der Schlosswart, er glaubte daran, weil er täglich mit dieser Erscheinung zu leben hatte. Nicht dass es ihn im Mindesten gestört hätte, denn der Kueni, und nur um den konnte es sich handeln, da waren sich alle Eingeweihten sicher, war ein gutmütiges Gespenst. Es erschreckte die Leute nicht durch grausliche Erscheinung oder gewalttätige Streiche, sondern erinnerte eher an einen alten Lausbuben. Da konnte plötzlich ein Hut oder eine Kappe davonfliegen, obwohl sich kein Lüftchen regte, und dann in aller Gemütsruhe im Schlosshof zu Boden segeln wie ein Modellflugzeug. Da war man noch froh, so konnte der Hut wieder geborgen werden. Es konnte aber auch vorkommen, dass so ein Hut oder eine Kappe einfach von einem Kopf gerissen wurde und verschwand. Meist wurden dann zuerst die Umstehenden angeklagt, aber der Schlosswart konnte jeweils schnell erklären, wer den Hut genommen hatte. Waren die Besucher dann fort, tauchten solche Hüte an Orten wieder auf, an denen die Besucher gar nie vorbeigekommen waren.

Dass der Kueni auch eine Vorliebe für das Studierzimmer hatte, das erst lange nach seiner vermuteten Existenz eingerichtet worden war, zeigte sich darin, dass er sich des Nachts oft dort aufhielt. Der Schlosswart hörte ihn herumgehen und Gegenstände aufheben und wieder ablegen. Kam man dann überraschend ins Zimmer, war da nichts zu sehen und zu hören, und alles lag an seinem Platz. Der Schlosswart hatte schon mehrfach versucht, sich im dunklen Zimmer auf die Lauer zu legen. Einige Male hatte er ganz deutlich gehört, wie jemand ins Zimmer kam, und auch dessen Anwesenheit gespürt. Dabei verbreitete sich ein Geruch wie von abgebrannten Zündhölzern. Anfänglich hatte der Schlosswart sofort seine starke Taschenlampe angezündet und gerufen: „Halt, wer da?“, aber keine Antwort erhalten und natürlich nichts gesehen.

Dann änderte er seine Taktik und blieb ganz still, währenddem das Gespenst im Zimmer herumging. Dies konnte eine ganze Weile dauern, und man hörte den Geist mit allerlei Gegenständen, Büchern, Stühlen und Zinnkannen herumhantieren. Zu sehen war wiederum gar nichts, nur der Geruch nach Zündhölzern war unleugbar da. Nach drei oder vier Malen Stillsitzen mit dem Geist versuchte der Schlosswart, diesen Anzureden. „Guten Abend Kueni, bist du das, der da herumläuft?“ fragte er gutmütig, erhielt aber keine Antwort. Der Geist trappte im Zimmer herum, hantierte wie immer mit einigen Dingen und verschwand dann wieder. Aber er tat dem Schlosswart nichts, und so wurden sie sozusagen gute Freunde.

Am Anfang seiner Karriere versuchte der Schlosswart, seine Erlebnisse mit anderen Leuten zu teilen. Aber irgendwie schien das Interesse daran gering, oder die Leute wussten etwas und wollten nichts damit zu tun haben. Überall stiess er auf eine Mauer der Ablehnung und des Stillschweigens. Erst in den letzten Jahren hatte das Interesse für Übernatürliches zugenommen, und einmal war ein Team des Schweizer Fernsehens dagewesen, das Aufnahmen und Untersuchungen für eine populärwissenschaftliche Sendung machen wollte. Der Schlosswart wäre wohl enttäuscht gewesen, wenn ausgerechnet diese Fernsehmenschen Kontakt zu Kueni hätten aufnehmen können. Der aber schien sich zu wehren, denn die wissenschaftlichen Geräte des Forscherteams wurden nacheinander ausser Betrieb gesetzt, keiner wusste wie und warum. Schliesslich gaben sie es auf und machten den Bericht eben ohne Beisein eines Geistes. Der Schlosswart hatte sich damals diebisch gefreut und insgeheim gedacht: „Gut gemacht, Kueni!“

Ein heftiger Windstoss fegte ihn gedanklich wieder in die Gegenwart und er ging treppab in den Schlosshof, seine Gäste zu begrüßen. „Wie sie sehen“ fing er an, „gibt es auf einer mittelalterlichen Burg immer etwas zu Flickern und zu Renovieren. Das sind ewige Baustellen. Deshalb steht auch ein Gerüst am Bergfried, dieser muss ständig etwas im Auge behalten werden. Bereits kurz nach dem Bau, in der Mitte des 13. Jahrhunderts, senkte sich das Fundament und musste verstärkt werden. Möglicherweise gelang dies durch den Bau eines Vorwerks, das heute als kleines Häuschen an der Südseite des Turmes wahrnehmbar ist. Aber der Turm bekam immer wieder Risse, was teilweise teure und aufwändige Reparaturen nötig machte und auch heute noch macht. Aufgrund des aufziehenden Gewitters schlage ich vor, dass wir mit unserem Rundgang im Inneren beginnen, da sind wir sicher vor Hagelsturm und Blitzschlägen.“ Er schmunzelte, als er einige Besucher, offenbar Stadtmenschen, besorgt an den Himmel blicken sah. Nur zu gern folgten ihm seine Besucher in den Rittergaden, um dort seinen weiteren Ausführungen zu folgen.

Inzwischen zog das Gewitter von Nordwesten heran, hüllte zuerst Balsthal, dann die Klus und schliesslich Oensingen Teile des Gäus in diesige Finsternis. Sturmböen rüttelten an der Burg und das Baugerüst klapperte bedenklich. Schliesslich öffneten sich die Himmelsschleusen und es ergoss sich ein sintflutartiger Regen über die Gegend, der allmählich in Hagel überging. Auf der Autobahn kam der Verkehr zum Erliegen, und im Nu hatten die Feuerwehren in allen Dörfern alle Hände voll zu tun mit umgestürzten Bäumen, vollgelaufenen Kellern und Unterführungen. Der Strom fiel teilweise aus, was dem allgemeinen Chaos noch zusätzlichen Schub verlieh. Da gerade Feierabendzeit war, herrschte überdies noch dichter Verkehr, und die Mehrheit der Verkehrsteilnehmern war schlicht und einfach genervt. Oben auf der Bechburg, hinter meterdicken Schlossmauern, bekam man vom Gewitter anfänglich nicht viel mit. Das Donnerrollen war schwach hörbar, und das Studierzimmer, in dem sich die Besuchergruppe mit dem Schlosswart gerade aufhielt, schien eigentlich ganz gemütlich. Die Gäste hatten sich gesetzt und der Schlosswart erzählte gerade von der Kueni-Sage, ohne seine ganz persönlichen Erfahrungen zu erwähnen, als er sich unterbrach: „Schaut mal nach Draussen, wie das tut! Da möchte man nicht gerade auf dem Turm stehen oder über den Wehrgang gehen. Hier drin sind wir wesentlich sicherer und bleiben trocken.“ Er wollte gerade mit seinen Erzählungen weiterfahren, als ein Donnerrollen anhob, wie man es noch selten gehört hatte. Es war kein Donnerschlag, sondern vielmehr ein anhaltendes Grollen, so als flöge eine Formation von Kampfjets tief über das Schloss. Bloss: Kampfjetlärm verebbt relativ rasch, währendem der Donner hier anzuhalten schien, und vor allem schien er nicht von draussen zu kommen, denn es war nicht der gedämpfte Donner des Gewitters, sondern etwas, das sich im Innern des Zimmers abzuspielen schien. Die Gäste schrien auf vor Schreck, aber man sah nur ihre aufgerissenen Münder, der Rest ging im Donner unter. Auf einmal zuckte ein Blitz auf und tauchte das düstere Lokal für einen Moment lang in gleissendes Licht, es war, als führe der Blitz mitten durch das Zimmer. Die Leute schrien abermals auf und rannten in panischem Schrecken nach Draussen in den Hof. Überall blinkten im Schloss rote Lampen, der Feualarm heulte schrill, und zu allem Überfluss trat noch eine Sprinkleranlage an Aktion, die auch den Letzen aus dem Schloss hinausjagte.

Der Schlosswart raste in sein Büro, wo die Brandmeldeanlage war und versuchte, dort einen Brandherd zu ermitteln. Aber es schien, als hätten alle Brandmelder zur selben Zeit Alarm ausgelöst, was eigentlich kaum denkbar war. Er verständigte sich mit der Einsatzzentrale der Feuerwehr Oensingen, wo ihm der Diensthabende mitteilte, man habe einen schweren Blitzeinschlag ins Schloss von aussen beobachtet. „Es sah zwar fast so aus, als sei der Blitz vom Schloss ausgegangen, aber das ist eine optische Täuschung. Auf jeden Fall können wir von hier unten ganz klar erkennen, dass das Baugerüst am Turm getroffen wurde. Es steht nicht mehr und an der Turmfassade sind Brandspuren, wohl vom Blitzeinschlag zu sehen. Es soll niemand dort in die Nähe gehen, wir wissen nicht, ob sich das Zeug statisch aufgeladen hat. Fasst das jemand an, kann das Exitus bedeuten, und zwar augenblicklich.“ Man hatte keine Mühe, die Leute zum Verlassen des Schlosses zu bewegen, zu stark steckte ihnen der Schreck noch in den Knochen.

Schliesslich stellte sich heraus, dass es auf dem Schloss nirgends brannte. Der dennoch angerückte Feuerwehrtrupp sicherte das zerstörte Gerüst und man ging daran, weitere Schäden zu überprüfen. Es zeigte sich, dass das sogenannte „Kuenishüsli“ die volle Ladung des Blitzschlags erwischt hatte. Das Dach war vollständig abgedeckt, und man konnte von oben ins Innere sehen. Sofort wurde das Dach notdürftig abgedeckt, und der Schlosswart benachrichtigte den ehemaligen Leiter eines interdisziplinären Forscherteams, das einst vergeblich versucht hatte, das Innere des Häuschens zu erforschen. „Das ist die Gelegenheit“ meinte er Schlosswart erregt, denn er war selber brennend daran interessiert, was in dem Häuschen, so es denn überhaupt eines war, zu finden wäre.

Bereits am anderen Tag kamen drei Mitglieder des Forscherteams und machten sich daran, über das zerstörte Dach ins Innere des Häuschens zu sehen. Da das Gerüst weg war, seilten sie sich an der Turmflanke ab. Als erstes machten Sie Fotoaufnahmen mit einer Kamera, die ins Häuschen abgesenkt wurde. Deren Auswertung zeigte klar einen kleinen kahlen Raum und einen länglichen Gegenstand, der dort auf dem Boden lag. Es hätte ein verrottetes Stück Holz, aber auch eine Leiche sein können, die aber offensichtlich schon sehr lange dort gelegen haben müsste. Dies brachte vieles ins Rollen. Endlich hatte man greifbare Resultate, was dieses „Kuenishüsli“ anbelangte, und aus Nah und Fern kamen Wissenschaftler und Hobbyforscher, Esoteriker und Mittelalterromantiker, um ihre Neugier zu stillen.

Das Forscherteam, inzwischen wieder auf seinen ursprünglichen Umfang angewachsen, fing vorsichtig mit dem Vordringen ins Kuenishüsli an. Stück für Stück wurden die Reste des verbrannten Daches entfernt und untersucht. Danach wurden der Raum und sein Inhalt vorerst mit Lasergeräten genau vermessen, danach wurden zwei Forensiker ins Innere abgeseilt, damit sie sich den länglichen Gegenstand genauer ansahen. Natürlich waren Details darüber längst durchgesickert, wie überall gab es auch hier massenhaft Informationslecks, teils absichtlich, teils aus Versehen, und so waren sich viele Leute einig, dass es sich um die Leiche des alten Raubritters handeln musste, der vor über siebenhundert Jahren hier elendig gestorben sein sollte. So schaute man denn einer kurzfristig anberaumten Pressekonferenz, die auf Druck verschiedener Fernsehstationen zustande gekommen war, mit grosser Spannung entgegen. Zeitlich wurde sie so angesetzt, dass Liveschaltungen zur besten Sendezeit möglich waren, zudem wurde sie auf Grossleinwände auf eine Wiese hinter dem Schloss übertragen, wo sich eine grössere Zuschauermenge eingefunden hatte.

Als erstes wurde ein kurzer geschichtlicher Abriss über das Schloss und seine verschiedenen Bewohner abgegeben. Dabei wurde die Sage über den Ritter Kuoni, Kueni oder eben auch Kuno zum Besten gegeben, was verschiedene altgediente Historiker mit Kopfschütteln quittierten, denn es gab darüber keinerlei Aufzeichnungen. Man war sich überhaupt nicht im Klaren, um welchen der ansonsten vollständig dokumentierten Ritter oder Landvögte es sich handeln könnte, die im fraglichen Zeitabschnitt auf der Bechburg gewohnt hatten. Danach wurden Bilder des Kuenishüsli gezeigt, erst von aussen und dann, es wurde dabei ganz still auf der Wiese, vom Innern. Fast andächtig lauschten die Zuschauer einem verhaltenen Off-Kommentar, der die Sache ungeheuer spannend machte. Schliesslich gab es einen Kameraschwenk über den länglichen Gegenstand, oder die Leiche, je nach Standpunkt und

Phantasie der Betrachter, und etliche Nahaufnahmen. Sehr zum Leidwesen der Zuschauer sah man aber nur ein verrottetes schwarzes Tuch, das etwas verhüllte, was durchaus ein Leichnam hätte sein können, aber keine weiteren Details. Diese lieferte gleich im Anschluss der Forschungsleiter persönlich. Er erklärte fast entschuldigend, dass man angesichts der Scheusslichkeit des Fundes den Zuschauern dessen Anblick nicht habe zumuten mögen und man sich für den Moment mit seiner Beschreibung behelfe. Es handle sich zum einen tatsächlich um einen menschlichen Leichnam (erregtes Gemurmel kam auf), dieser sei aber andererseits derart entstellt und scheusslich, dass man auf dessen öffentliche Zurschaustellung aus Rücksicht auf empfindliche Naturen absehen wolle. Es könne auch noch nicht gesagt werden, wie alt die Leiche sei, nur so viel scheine nach einem ersten Augenschein sicher: Der Mensch sei verbrannt. Der Journalist eines zugeschalteten Senders wollte wissen, wie es denn möglich sei, dass von einem verbrannten Menschen noch so viel übrig sei, dass man von einer scheusslichen Leiche reden könne, das passe doch irgendwie nicht ganz zusammen. Dies brachte den Wissenschaftler einigermaßen in Verlegenheit, und er gab zu, so etwas auch noch nie gesehen zu haben. Es sähe fast so aus, als wäre die Leiche nach dem Tod, und zwar sehr lange danach, von einem Feuer versengt worden, somit wäre die Todesursache nicht das Feuer gewesen. Aber er winkte weitere Fragen gleich ab und verwies auf die folgenden Untersuchungen.

Diese wurden dann auch sehr rasch durchgeführt, und bereits nach wenigen Wochen stand fest, dass die Leiche tatsächlich über siebenhundert Jahre alt war. Es war ein Rätsel, wie sie sich so gut erhalten konnte, aber offenbar hatte es mit der trockenen Luft und der völligen Abgeschlossenheit im Innern des Kuenishüsli zu tun. Die Brandspuren, die man zuerst dem Blitzschlag zugeordnet hatten, erwiesen sich als etwas älter, höchstens aber ein paar Wochen oder bestenfalls Monate. Verursacht worden seien sie von einer brennbaren Flüssigkeit, mit der die Leiche übergossen worden sei, und die dann angezündet wurde. Die Flüssigkeit sei aber sehr schnell verbrannt und habe nur oberflächliche Brandspuren hinterlassen. Wie diese Flüssigkeit ins Kuenishüsli gelangt sein sollte, und wer sie dahin gebracht habe, und warum im Innern des Kuenishüsli weiter keine Brand- oder Russspuren zu finden waren, war Gegenstand weiterer Untersuchungen.

Klar war, dass es sich eine männliche Leiche handelte und dass der Mann an einer schweren Infektionskrankheit gestorben war. Und unklar war, woher ein total verrosteter Schlüssel kam, offenbar passend zu einem älteren amerikanischen Motorrad der Marke Harley-Davidson, der im Staub auf dem Boden der Kammer gefunden worden war. Darüber schwiegen sich die Wissenschaftler vorderhand aus.

Epilog

Das Freilichtmuseum Ballenberg ob Brienz war in den Sommermonaten jeweils ein Publikumsmagnet in dieser Region. Die zahlreichen gut erhaltenen Häuser aus verschiedenen Epochen boten zusammen mit Demonstrationen alter Gewerbe einen Einblick in die Lebensweise früherer Zeiten, die Kindern wie Erwachsenen eine lebhaftere Unterhaltung bot. Da gab es Käsereien, Schmieden, Bäckereien, Schnitzereien und Töpfereien, wo man den Handwerkern bei der Arbeit zusehen konnte. Oft waren es Leute aus der Gegend, meist ältere Semester, die diese Arbeit aus Freude machten, denn das Museum Ballenberg war nicht begütert genug, allen einen vollen Lohn zahlen zu können.

Vor allem die lokalen Schnitzer waren natürlich besonders stolz auf ihre Erzeugnisse, und das zu Recht. Aber auch in der Töpferei arbeiteten Leute, denen zuzuschauen eine besondere Faszination bot. Ein älterer Mann stellte dort Figuren her, die ungeheuer echt aussahen. Auf Wunsch konnte man ihm Modell stehen, um dann einige Tage später sein Konterfei in dreidimensionaler Ausfertigung abzuholen. Fragte man ihn nach seinem Namen, so murmelte er verlegen „Inderbitzin, Walter“, und so stand es auch auf seinen Visitenkarten.

Wale Inderbitzin hatte nach dem Verbrennen seiner Lehmfigur in der Schlucht und den darauf folgenden Ereignissen einen gesundheitlichen Rückfall erlitten. Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, hatte einen Schwächeanfall nach dem anderen und ass kaum etwas, sodass man ihn zeitweise künstlich ernähren musste. Nach etwa einem Jahr war er so weit wiederhergestellt, dass man ihm einen Kuraufenthalt in Heiligenschwendli, einem Höhenkurort in der Nähe von Thun, zumuten konnte. Über ein halbes Jahr blieb er dort, machte aber gute Fortschritte und kam schliesslich einigermaßen gesund, aber äusserlich zum alten Mann geworden, wieder nach Hause. Sein ehemaliger Therapeut aus der Klinik für seelische Erkrankungen in Meiringen kümmerte sich zunächst um ihn und brachte ihn in einem Männerheim der Heilsarmee unter. An Arbeiten war nicht mehr zu denken, schon gar nicht als Wirt auf dem Grimselpass. Im Heim fertigte Inderbitzin dann aus Langeweile ein paar Lehmfiguren, die so atemberaubend schön und echt waren, dass einer, der den Sommer über als Leiter der Töpferei im Ballenberg arbeitete, sich seiner annahm und meinte, man könne ja mal einen Versuch machen und das Verkaufsprogramm der Töpferei etwas anreichern. „Pecunia non olet“ meinte er, wohl aus Erfahrung. Und so kam es, dass Wale Inderbitzin, soweit es seine Gesundheit zuließ, in der Töpferei im Ballenberg arbeitete, Figuren fertigte und damit viele Besucher erfreute. Was in seinen Gedanken dabei vorging, behielt er für sich, und man begnügte sich mit der Feststellung, er sei halt etwas „eigelig“.